

Illustrirte  
**Frauen-Zeitung**

Hest 16. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. Berlin, 13. August 1893. Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XX. Jahrg.



Braunschweig. Die Andreas-Kirche mit der alten Wage.



Braunschweig. Portal an der Abtei Riddagshausen.



Braunschweig. Die Katharinen-Kirche mit dem Denkmal Heinrichs des Löwen. Von D. Günther-Naumburg. — Siehe Seite 124.

Nachdruck verboten.  
**Versorgung.**  
Roman von H. von Kapff-Essenther.  
(Fortsetzung.)

**B**runo war wegen seines Gesprächs mit Ella, das ihm seine abhängige Lage so recht in's Bewußtsein gebracht, düster gestimmt. Und nun quälte ihn die Mama oben-drein, wie gewöhnlich, mit Rathschlägen. Sie hatte von einem neuen Heilverfahren mit Arsenik reden hören, gegen Bleichsucht. Das klinge ja gräßlich! Aber Bruno solle es doch studiren, denn mit so ganz neuen Sachen könne man am ehesten auffallen. Oder, ob es nicht gut wäre, Brunnen-Arzt in irgend einem Damenbade zu werden? Daran knüpfte sie eine Reihe von Vorschlägen, wie Bruno mit den Damen zu verfahren habe.

Das war ja Alles ganz wohlgemeint, ruhte aber auf keiner reellen Grundlage, und der gute Junge mußte sich oft große Mühe geben, um nicht ungeduldig zu werden.

Jetzt ging die Mama zur Kirche. Schon im Hut und Mantel, warf sie noch hin:  
„Also gegen acht Uhr, Bruno, bei Balders! Du kommst doch nach?“  
„Natürlich, Mama!“ beeilte er sich, zu antworten.

Er hatte diesmal gehofft, Mama würde ihn freigeben, und er somit Zeit finden, Guttenbergs im Thiergarten aufzusuchen und sich ihnen für den Abend anzuschließen. Aber nun

mußte sie ja abgeholt werden! Früher, zu Lebzeiten des Obersten, besorgte das der Bursche, jetzt officieell das Dienstmädchen. Indessen zog Frau von der Waidt männliche Begleitung vor, und „wozu hat man Söhne?“ sagte sie lächelnd. Alle Welt fand diese Bemerkung reizend; nur gewahrte Keiner, daß der Lieutenant niemals seine Mutter abholte. Dem durfte man damit nicht kommen. Dafür übte denn Bruno diese fromme Gesplogtheit aus.

Die Aussicht, zu Balders, den künftigen Schwieger-Eltern Edgars, gehen zu müssen, reizte Bruno heute doppelt wenig. Ihm fiel immer die Aufgabe zu, die jüngeren Schwestern der Braut zu unterhalten, die ihn absolut nicht interessirten. Nun, vor acht Uhr würde er sicher nicht erscheinen, gelobte er sich.

Er wanderte nachmittags im Thiergarten herum und fand auch schließlich, wie schon mitgetheilt, die gesuchte Familie Guttenberg; aber ohne Ella, die es doch gewesen, die ihm einen Wink gegeben. Sie zürnte ihm! Und sie besaß ein Recht dazu. Unbefonnen sich gehen lassend, hatte er ihr die Nothwendigkeit einer Geldheirath zugestanden. Jetzt, da er gerne den häßlichen Eindruck verwischen wollte, entzog sie sich ihm.

Sehr bedrückt, schellte er doch noch vor acht Uhr beim Commerzien-Rath Balder in der Vohstraße. Er fand die älteren Damen beim Whist. Der Lieutenant und Fräulein Lucie — man sprach den Namen „Lüssi“ aus — saßen schwagend in dem altdeutschen Erker des Salons.

Mit der verzückten Miene, die sie gerne in Gesellschaft zeigte, wenn ihre Söhne erschienen, rief die Oberstin: „Wie pünktlich der liebe, gute Junge doch ist!“

Lucie, die ihm Kuchen und Liqueur anbot, war hübsch, correct, leidlich gebildet und, im Verhältniß zu ihrer großen Mitgift, von erträglichem Wesen.

Aber Bruno langweilte sich gewöhnlich auch mit ihr. Er hatte zwischen ihr und Edgar nie etwas Anderes gehört, als Banalitäten, gewöhnlichen Alltagskatsch, den der Lieutenant mit seinem näselnd selbstbewußten, sie in dem hergebrachten munteren Ton der jugendlichen Damen-Conversation vorbrachte. Dieser Katsch ärgerte ihn heute mehr als je.

Er wandte daher seine Aufmerksamkeit der dritten Gruppe zu. Sie bestand aus den beiden Badfischen und der ihm seit längerer Zeit bekannten Tochter eines seiner Lehrer, des bedeutenden Nerven-Specialisten Professor Dr. Gunz.

Dieser Gelehrte war vor einigen Jahren durch eine neue Behandlungsweise berühmt geworden und demzufolge an die Berliner Universität berufen. Der junge Arzt hatte in edler Begeisterung privaten Verkehr mit ihm angestrebt, auch seine Mama mit dem Professor und dessen Familie bekannt gemacht. Seit einiger Zeit kamen die Damen Gunz auch zu Balders.

Hermine Gunz, ein schönes, blondes, aber nicht mehr ganz jugendliches Mädchen, konnte, ungeachtet ihres stattlichen Aeußern, auf keine eigentlichen Erfolge in der Gesellschaft zurückblicken. Ihr hing die Provinz-Erziehung an, sowie eine gewisse Bedrücktheit, die aus der sorgenvollen Existenz herrühren mochte, welche die Eltern früher geführt. Die Balders'schen Badfische benahmen sich gewandter und schlagfertiger als sie.

Bruno erkundigte sich nach ihrem Papa, der seine Ferien zu einer Studienreise verwendete, um ein berühmtes Sanatorium in der Schweiz zu besichtigen.

„O, Papa ist sehr zufrieden; er lobt die dortigen Hôtels über den grünen Klee, und das will etwas sagen, denn Papa ist sehr verwöhnt mit Essen und Bequemlichkeit.“

„Ueber den Zweck seiner Reise hat Ihr Herr Papa Nichts berichtet?“

„Welchen Zweck?“ fragte sie.

Und als Bruno ihn flüchtig berührte, meinte sie gleichgültig: „Ach, das kann ja sein.“

Nun war Bruno schon in Verlegenheit mit diesem phlegmatischen Wesen, und da die Mutter und die älteren Damen nach einem beendigten Rubber eben sehr geschwätzig aufbrachen, erkundigte er sich:

„Spielen Sie auch Whist, gnädiges Fräulein?“

„Whist nicht,“ antwortete sie, „Mama meint, das thäten nur ältere Damen. Aber Scat hat mich Papa gelehrt, — das spiele ich auch ganz gern.“

In dieser Weise schleppte sich die Unterhaltung eine Weile fort, während die Whist-Partie im Nebenzimmer noch lebhaft discutirte.

„Ja, — wenn die Frau Oberst das Aß gebracht hätte . . .“

Die Damen schickten sich zum Gehen an. Die Badfische hatten sich indessen so sehr in ein Mode-Journal vertieft, daß sie gar Nichts merkten; das Brautpaar lachte und schwatzte. Edgar pflegte zum Abendessen zu bleiben, weshalb er noch nicht zum Aufbruch rüstete.

Die Spiel-Partie war von dem Aß auf die

Küche gekommen; wahrscheinlich infolge der unvermeidlichen Diensthofen-Frage. Mit Selbstbewußtsein sagte die Professorin:

„Meine Tochter kocht sehr gut, das ist mein Stolz!“

„Aber liebste Frau Professor,“ versetzte die Commerzien-Räthin, „das ist heut' zu Tage gar nicht nöthig. Meine Töchter lernen nicht kochen. Nur mit Geschick und wirtschaftlichem Sinn das Ganze übersehen, die Leistungsfähigkeit der Diensthofen beurtheilen können . . .“

„Verzeihung, verehrteste Frau Räthin, dies genügt nicht immer,“ meinte Frau Gunz, „z. B. wenn man Gäste hat!“ — Die Commerzien-Räthin lächelte überlegen:

„Dann findet die Hausfrau doch erst recht keine Zeit zum Kochen! Da zieht man im Nothfall einen verlässlichen Traiteur zu Rathe, z. B. Huster; der hat mich noch immer gut bedient. Es lohnt wirklich nicht, wegen einiger Gesellschaften im Jahre theure Kräfte für die Küche zu halten — das ist nicht ökonomisch!“

„Nun,“ triumphirte die Professorin, „auch dann ist's gut, wenn man einen feinen Salat, ein Aspic, oder eine Majonnaise selbst bereiten kann. Hermine macht das excellent . . .“

„Das ist ja reizend,“ fiel hier die Oberstin ein und warf dem großen blonden Mädchen einen verliebten Blick zu. „Zwar, ich muß im Ganzen der Frau Commerzien-Rath beipflichten — aber es ist ja allertierlich, wenn ein junges Mädchen kochen kann — man trifft es so selten . . .“

Bruno hörte die Reden mit Geduld an, ohne sich Etwas dabei zu denken. Die Badfische lächelten; sie mochten nicht kochen. Lucie meinte, sie würde sehr gern Salate und Aspics machen — „in recht hübschen Mustern garnirt.“

Hermine blieb stumm.

Und nun trennte man sich. —

„Hast Du's nicht gemerkt?“ fragte die Oberstin ihren Sohn auf der Straße.

„Was meinst Du, Mama?“

„Gar Nichts gemerkt! Höre, Du bist aber doch mit Blindheit geschlagen! Gunzen's haben es auf Dich abgesehen — Hermine ist nur Deinetwegen hingekommen. Ich habe natürlich heute darauf nicht rechnen können, sonst hätte ich Dich gebeten, früher da zu sein . . .“

Bruno erschrak heftig.

„Aber, ich bitte Dich, Mama!“ murrte er.

„Es kommt Dir unerwartet, mein Sohn! Ja, mir eigentlich auch. Du hattest Dich ja um das Mädchen nicht weiter bemüht. Das war übrigens Unrecht. Uns hätte das zuerst einfallen müssen! Das Vermögen ist freilich nicht groß; sie legen wohl erst seit drei Jahren zurück. Auf einen splendiden Zuschuß wird man aber sicher rechnen können; das ist auch schon sehr schön. Mir ist dies Alles vorhin so durch den Kopf gegangen, darum habe ich versäumt, das Aß zu bringen, und den Rubber verloren . . .“

Die Oberstin kochte heute besonders auf den hohen Treppen. Der Theetisch war schon bereitet; das Mädchen hatte das zuvor besorgt.

Bruno schwieg hartnäckig, während die Mutter ebenso hartnäckig bei ihrem Thema beharrte.

„Ja, die Professorin hat Dich heute immerfort gelobt, sodaß ich aufmerksam wurde. Nun lobte ich Dich natürlich auch: was für ein guter Sohn Du seiest, — na, 's ist ja wahr, Bruno! — und wie häuslich und anspruchslos . . . und daß Du auch schon heirathen möchtest, wenn sich nur die Rechte fände. — Dann pries ich Hermine, und so gab ein Wort das andere, — natürlich nichts Deutliches, wie Du Dir denken kannst; aber als Du Dich nachher so mit Hermine hinsetzt, da sahen wir einander an und verstanden uns. Nicht wahr, mein Junge! es wäre doch ein ungeheures Glück, denn Du trätest in die Praxis des Professors ein . . .“

„Ich kann Dir heute Nichts darauf erwidern, Mama,“ sagte Bruno verdrießlich. Nach einer Weile fügte er dann lebhafter hinzu: „Gewiß, es wäre eine sehr vortheilhafte Partie. Aber ich heirathe nicht den Professor, sondern seine Tochter, und zwischen ihr und mir besteht auch nicht eine Spur von Sympathie!“

„Das ist nicht ganz richtig, Bruno, Du gefällst dem Mädchen!“

„Ich habe Nichts davon gespürt.“

„Du bist darin sehr merkwürdig, Du hättest es sehen müssen! Aber Du warst stets so eigen, und ich verlange ja auch nicht, daß die Sache über's Knie gebrochen wird. Nur bedenke Dir Alles recht ernstlich. Deine Stellung wäre gemacht! O Gott, Bruno, es wäre ein großes Glück! Ich wollte dem Himmel auf den Knien dafür danken!“

In dem jungen Manne stieg es heiß auf; aber noch respectvoll, wie immer, wandte er ein: „Ja, wenn ich sie lieben könnte! Ich sagte Dir eben, daß dies ausgeschlossen ist.“

„Doch sie mißfällt Dir auch nicht! Sie ist vielleicht

keine Gesellschaftsdame, aber sie ist hübsch und wird sicher eine ausgezeichnete Frau: häuslich, bescheiden, sanft, gutmüthig — mit einem Wort, eine Perle für Dich!“

Die Oberstin nahm noch eine von den dünnen Schinkenstücken; seit langer Zeit schmeckte es ihr wieder einmal. Bruno dagegen hatte das Essen kaum berührt. Mit finsternem Blick starrte er in sein Theeglas. Sollte denn seine Mutter gar nicht begreifen, wie ihm zu Muth sei?

„Mama,“ fragte er jetzt zögernd, „wäre es denn nicht furchtbar demüthigend für mich, so ganz mit leeren Händen in das Haus zu kommen, Alles von meinem Schwiegervater zu empfangen?“

„Unsiinn! Du hast doch Dein Doctor-Diplom! Mehr wirst Du auch in Zukunft schwerlich anzubieten haben. Das ist nun nicht zu ändern. Wärest Du Officier geworden — —“

Jetzt endlich fuhr Bruno auf:

„Warum sollte mein Diplom weniger gelten als ein Officiers-Patent?“

„Welch' ein Einwand!“ schnitt ihm die Mama mit großem Blick die weitere Rede ab. „Ein Arzt ohne Patienten ist Nichts, ist eine komische Figur! Ein Lieutenant dagegen . . .“

Sie endete nicht, da sie nun doch Brunos Zorn empfand.

In diesem Augenblick zeigte sich der gewaltige Unterschied der Denkweise auch zwischen ihm und der sonst so zärtlichen Mutter.

„Du treibst mich zum Aeußersten, Mama!“ rief er, sich nur mühsam bezwingend. „Du beschimpfst mich und meinen Beruf, den ich liebe und hoch halte. Aber ich gebe Dir mein Wort: das soll nicht mehr lange währen. Wenn ich in Berlin mein Brod nicht finden kann, so anderwärts!“

Nun kam die Reihe des Erschreckens an die Oberstin. Sie hatte Bruno nicht kränken wollen — im Gegentheil! Und begütigend lenkte sie ein. Sie sei nun einmal eine Soldatenfrau — wie Bruno dieses und ähnliche Schlagworte haßte! — Ja, eine Soldatenfrau! Wer dürfte ihr's verübeln, daß dies ihr Urtheil bestimme?

„Schön, aber ich werde jetzt meinen eigenen Weg gehen!“

„Deinen eigenen Weg? Wohin?“

„Nach Borneo, oder nach Batavia, wo die holländische Regierung fast immer Aerzte engagirt.“

„Was machen sie denn dort bei den Wilden?“ fragte die Mama ängstlich.

„Sie heilen Soldaten, studiren Fieber-Krankheiten.“

„Und gehen dabei selbst zu Grunde!“

„Du würdest es doch ganz natürlich finden, Mama, daß Edgar in's Feld zöge?“

„O — für den Kaiser! Für das Vaterland! Das ist etwas ganz Anderes.“

„Mutter, wir kommen aus diesem bösen Dilemma nicht heraus!“

Er hatte sein Theeglas von sich geschoben und starrte nun brütend vor sich hin. Die Oberstin sah ein, daß sie vorläufig viel verdorben habe. Sie wollte heute nicht weiter in den Sohn dringen.

„Du wirst mir so Etwas nicht anthun, Bruno — ich meine das mit Borneo,“ bat sie sanft. „Du bist ja immer ein guter Sohn gewesen, es wird sich auch hier machen! . . . Wir wollen die Sache mit Hermine Gunz nur sachte cultiviren, ganz sachte. Du mußt Dich mit dem Mädchen wohl auch erst näher bekannt machen, oder“ — auf einmal nahmen ihre Gedanken eine abspringende Richtung — „hast Du vielleicht eine andere Liebe?“

Er hatte sich tief über den Tisch gebeugt; die Mama sah nicht, wie ihm ein helles Roth in die Wangen schoß.

„Nein, Mama!“

Was hätte er sonst sagen sollen? Er konnte ja Ella Guttenberg nicht heirathen: Wozu also . . .? Aber gerade wegen Ella, der Klugen, muthigen, klaren Ella, graute ihm vor jenem Mädchen, das zu seiner Seele niemals Fühlung finden konnte.

„Dann wird sich's schon finden, Bruno! . . . Du weißt auch, wie sehr ich mich nach Ruhe sehne . . .“

„Ich werde Alles daran setzen, um Dir diese Ruhe zu verschaffen, Mama — mein Wort darauf!“

Sie nahm das als ein halbes Zugeständniß auf. Dennoch gefiel ihr Bruno nicht. Sein „Gute Nacht“, als er aufbrach, war nicht so herzlich wie sonst. Und er sah wirklich verstört aus.

„Bruno,“ warnte sie zärtlich, „mein lieber Junge, es wäre eine Todsünde, wenn Du dies ungeheure Glück verkennen wölstest! — Uebrigens, brauchst Du Geld, mein Sohn? Freilich, viel habe ich nicht übrig.“

„Danke bestens!“

Sie besaß heute kein rechtes Geschick. In diesem Augenblicke mußte ihn doch das Angebot, ihre armseligen

Groichen mit ihm zu theilen, doppelt verlegen. Es brachte ihm seine Abhängigkeit nur noch schärfer in's Bewußtsein. Er stürzte hinaus, auf die Straße.

Es gehörte zu seinen bescheidenen Gewohnheiten, abends noch ein Glas Bier zu trinken. Das gedachte er auch heute zu thun; aber er mied das Kaffeehaus, wo er sonst immer Freunde und Kollegen traf. Er wollte allein sein, irgend einen rettenden Entschluß fassen.

Seine Lage wurde in der That unerträglich! Er kannte die schreckliche Consequenz seiner Mutter. Sie würde die Sache jetzt von ihrem Standpunkte aus mit Recht 'cultiviren', d. h. sich mit Frau Gunz in's Einvernehmen setzen, Hermine beeinflussen und den Sohn täglich, stündlich bearbeiten. Wie aber konnte er sie zum Schweigen bringen? Womit? Was sollte er ihr denn seinerseits an der Stelle dieser vortheilhaften Heirath vorführen? Er war es ja auch seiner Mutter wirklich schuldig, sich eine Existenz zu gründen!

Lange irrte er in den noch sonntäglich belebten Straßen umher. Kaum wagte er es, an Ella zu denken. Er, der Ohnmächtige — hatte dem Mädchen, das sein Herz gefangen genommen, Nichts zu bieten. Als ein feiger, gemeiner Mitgift-Jäger stand er vor ihr da! Er beneidete den Schustergejellen, der da drüben sein gepuztes Mädchen nach Hause zu ihrer Herrschaft begleitete; der brauchte nicht nach einer Mitgift, nach einer vortheilhaften Partie zu fragen!

Endlich trat er in ein Kaffee in der Friedrichstraße, das er sonst nicht zu besuchen pflegte. Das Local war fast leer. Bald saß er, in dumpfes Sinnen versunken, in einer Ecke.

„n Abend, Herr College!“ redete ihn plötzlich Jemand an.

Bruno fühlte sich unangenehm berührt. Denn Der, der ihn ansprach, war eigentlich kein College, obgleich er ihn im ärztlichen Verein kennen gelernt — bloß ein Zahntechniker, ein 'american dentist', d. h. ein schneidiger Berliner, den das Schicksal nach Amerika verschlagen gehabt. Er sollte dort etwas Nüchternes verdient haben und war nun nach Berlin zurückgekommen, um sich hier zu etabliren.

Ein gewandter, schlagfertiger Mann in den besten Jahren war er, aber Bruno nicht recht sympathisch. Die amerikanische 'smartness', die Scharf — oder Sharp, wie er sich jetzt nannte, zur Schau trug, mißfiel dem jungen Cavalier.

Sharp legte den New-York-Herald weg, nahm sein Glas Sherry-Cobler und setzte sich mit sehr geringen Ceremonien zu Bruno.

„Na, haben Sie sich die Sache überlegt, College?“

„Welche Sache?“ versetzte Bruno, wie aus einem tiefen Traume erwachend.

„Die besprochene Sache, Herr Doctor — Sie entsinnen sich doch...?“

„Offen gestanden, nein!“

„Das ist Unrecht. Geschäfte soll man nicht so leicht nehmen. In Erwägung ziehen muß man sie stets.“

„Sie haben ganz Recht, Herr Sharp, aber, man thut nicht immer, was man sollte.“

„In solchem Falle schlimm genug! In Amerika kennt man das nicht, das Sich-gehen-lassen.“

„Ja, ich bin eben kein Amerikaner!“

„Sie müßten es in gewissem Sinne werden! Das war ja mein Plan.“

Bruno besann sich jetzt. Sharp hatte ihm einmal vorgeschlagen, sich mit ihm zur Gründung eines zahnärztlichen Ateliers im amerikanischen Stil zu verbinden. Bruno hatte damals die Geschichte nicht ernst genommen und mit Lachen erwidert: „Ich werde mir's überlegen.“ — Sonderbarer Weise kam Sharp jetzt hierauf zurück, ohne sich durch die fast unhöfliche Unlust seines 'Collegen' abschrecken zu lassen.

„Ich will nun Ernst machen, Herr von der Waidt, d. h. im Princip. Erwägen natürlich erst im Herbst. Aber es ist Zeit, vorzuarbeiten.“

„Ich wünsche Ihnen Glück,“ meinte Bruno. „Sie müssen mich indessen entschuldigen — ich...“ Und er machte Miene aufzustehen.

„Bleiben Sie doch, Herr Doctor!“ Sharp betonte es mit besonderer Eindringlichkeit. „Ich möchte ein ernstes Wort mit Ihnen sprechen, bitte, setzen Sie sich noch einmal zu mir!“

Zu müde und verstimmt, um sich weiter herumzusträuben, gab Bruno nach und bestellte sich noch ein zweites Glas Bier. Die Eindringlichkeit des Mannes hatte ihn für einen Moment von seinen trüben Gedanken abgezogen.

„Sie verzeihen, Herr Doctor,“ fuhr Sharp fort, „wenn ich ziemlich offen bin. Es handelt sich ja um eine Sache, bei der Sie nur gewinnen können.“

„Bitte, bitte — Sie wollen mir in's Gesicht sagen, daß ich mich keiner Patienten zu erfreuen scheine.“

„So etwas Aehnliches, allerdings. Ich habe die hiesigen Verhältnisse genau studirt; das ärztliche Fach

ist überfüllt. Sie besitzen nicht nur keine Patienten, Sie haben auch keine Aussicht, welche zu bekommen.“

„Das ist leider wahr, Mr. Sharp — aber...“

„Sie meinen, das gehe mich Nichts an. Doch, mein Verehrter! Denn, was ich Ihnen biete, ist ein lohnender Verdienst, ein sicheres, wenn auch anfangs mäßiges Einkommen, das aber möglicher Weise, fast möchte ich sagen wahrscheinlich, zum Wohlstand führt.“

„Um, das wäre? — Auf zahnärztlichem Wege also vermuthlich. Ich dachte indessen, Berlin sei nicht nur mit Ärzten, sondern auch mit Ateliers Ihrer Branche überfüllt.“

„Der Bedarf steigt noch immer, mein Werthester! Er wird in's Ungeheuerere wachsen, wenn erst Jedermann einsehen wird, daß es appetitlicher, gesünder und angenehmer ist, künstliche Zähne zu benutzen, als die schlechten und schmerzhaften eigenen nicht gebrauchen zu können. Diese Erkenntniß wächst zusehends. Und so, wie ich es meine, im größten Stille, mit einem hier unbekanntem Kapital-Aufwande, da muß es gehen!“

„Sie besitzen wirklich ein großes Kapital?“ fragte Bruno, und sein Blick glitt über den 'Collegen' hin.

„Ein für die hiesigen Verhältnisse recht beträchtliches — man könnte damit fast eine Bank gründen. In Amerika verdient man Nichts, oder respectable Summen! Mein Fall war glücklicher Weise der letztere. Ich habe Etwas gelernt. Ich darf sagen, ich leiste in meinem Fach das Beste und Neueste. In zehn Jahren machte ich im 'far west' in Mary-town ein Vermögen. Aber es zog mich doch nach Berlin. Zudem that mir schließlich ein Concurrent wehe, der noch mehr smartness zu entwickeln verstand, als ich. Genug, ich will nun hier mein Glück weiter ausbauen. Aber ich bin nicht doctor medicinae und hier, wo die Leute ja nur vor Titeln und Diplomen Respect haben, hier fehlt mir der sogenannte Doctor-Hut...“

Er fuhr lachend über den lahl werdenden Schädel.

Brunos Interesse war jetzt erwacht; aufmerksam hörte er zu. Mit einem geriebenen Menschen hatte er es zu thun, aber nicht gerade mit einem Charlatan, das wußte er.

„Ich brauche also einen Associé,“ ging Sharp gerade auf das Ziel los. „Ich habe das Geld, das technische Geschick, und jener giebt den Titel, das Ansehen!“

„Und da sind Sie gerade auf mich verfallen? Ja, warum denn?“

„Ganz einfach! Eben weil Sie keine Patienten und, wie man mir versicherte, kein Vermögen besitzen. Sie müssen doch nach Stellung und Einkommen streben! Außerdem darf man Sie für einen hübschen, jungen Mann von besten Manieren erklären, ein Punkt, der für mein, oder unser Unternehmen entscheidend in's Gewicht fällt.“

Bruno war roth geworden wie ein junges Mädchen. Obgleich ihm die Wichtigkeit von Sharp's Darlegungen einleuchtete, fühlte er sich doch beschämt und verletzt.

„Aber ich verstehe Nichts von der Zahn-Technik,“ wandte er ein. „Da soll ich mich hinstellen, nur weil ich erträglich aussehe...?“

„Richtig! Zunächst nur darum! Denn das eigentliche Geschäft mache ich ja! Sie haben z. B. nur die Karosfen zu besorgen, den Puls zu fühlen, theilnehmende Worte zu sprechen — ein wichtiges Gesicht zu machen, wo es nöthig ist, und dergleichen mehr! Sie werden das bald lernen. Ich zahle Ihnen vorläufig ein mäßiges Gehalt — 3 bis 4000 Mark jährlich — außerdem einen Gewinn-Antheil, den wir feststellen werden, wenn die Grundkosten gedeckt sind. Doch der Gewinn ist so gut wie sicher! Sie werden es erleben und sich dann schenlich ärgern, wenn Sie einen Anderen an der Ihnen zugebachten Stelle sehen würden.“

Bruno hatte sich bereits so weit einnehmen lassen, daß er wirklich ganz bei der Sache war. Seine elende Lage kam ihm in Erinnerung. Jetzt brauchte er nur ja zu sagen, um zu einem sicheren und anständigen Einkommen zu gelangen, wenn ihm auch der Gewinn-Antheil vorläufig noch nicht imponirte.

„Ich bin nicht dumm genug dazu,“ sagte er zögernd. „Es wäre mir schrecklich, auf einem Posten zu stehen, wo ich mein Können nicht gemäß meiner Eigenart zu verwerthen vermöchte.“

„Wiezo nicht verwerthen?“ widersprach Sharp eifrig, „wenn Sie entsprechend Geld verdienen, können Sie doch auf Ihre Eigenart pfeifen! Ruthe ich Ihnen denn zu, Reclame-Tafeln auf dem Rücken durch die Straßen zu tragen?“

„Meine Kenntnisse...“ Bruno wollte Weiteres einwenden, doch wie sollte er diesem Manne seine Ideale klar machen! Scharfblickend aber hatte der ihn durchschaut.

„Sie sind und bleiben trotz alledem ja Arzt, mein lieber Herr von der Waidt! Oder wollen Sie durchaus Jemandem das Leben retten? Dazu freilich biete ich

Ihnen keine Gelegenheit. Aber thätig sein, das können Sie bei mir auch! Retten Sie Zähne, das ist sehr human. Erfinden Sie eine neue Methode zu deren Conservirung, neue Arten der Karose, oder was Sie sonst wollen! Wird mir sehr angenehm sein. Sind Sie denn der erste und einzige Mediciner, der sich der Zahnheilkunde widmet? Haben Sie denn jetzt Gelegenheit, Menschenleben durch Ihre Kunst zu retten? Und ist das auch immer unbedingt eigenes Verdienst?“

Bruno schwieg. Was ihm da geboten wurde, klang wie Hohn auf Das, was er erstrebt gehabt. Seine Familie würde voller Entsetzen darüber sein. Allein — es war die Befreiung von aller Abhängigkeit! — Duzende seiner Kollegen hätten freudig nach dieser, äußerlich immer noch standesgemäßen Versorgung gegriffen.

Wieder schien Sharp seine Gedanken zu errathen.

„Ihr leidet hier in Deutschland an einer Ueberproduction von Gelehrsamkeit, von intelligenten Kräften. Und dabei noch dieser Hochmuth! Jedes ehrlich verdiente Brod ist auch ein ehrenvolles. Aber solch ein gelehrter junger Doctor, wie Sie, findet es beleidigend, sich mit einem Manne zu verbinden, der schlechweg Geld verdienen will. Und offen gestanden, etwas Anderes will ich gar nicht! Wie ich bin, so gebe ich mich Ihnen: ein Mensch, der stets mit beiden Füßen auf dem Erdboden steht und dazu ein aufrichtiger Kerl, der es bei dieser Methode weiter bringt, als tausend Ihrer idealen Narren zusammen. Kommen Sie, kommen Sie, Doctor, ehe Sie, bei aller Ihrer Eleganz, doch noch in hungriges, schäbiges Proletariat gerathen, wozu Sie wahrhaftig ein ausgeprochenes Talent zeigen!“

Obgleich die letzten Worte wenig höflich klangen, machten sie doch starken Eindruck auf Bruno. Er gab jeden ferneren Einwand auf.

„Also Sie sind ganz sicher, daß Ihr Unternehmen gehen wird?“

„Vollkommen! Ich miethe zunächst eine halbe erste Etage in einem eleganten Hause, in bester Gegend, richte sie großartig ein, aber so, daß der Salon wirklich eine Sehenswürdigkeit ist. Künstlerisch, Freund, nicht nur luxuriös, wie drüben. Wandgemälde, Boiseries, Bronzen — was Sie wollen! Zeitungen und illustrierte Schriften, daß ein gutbesuchtes Kaffee genug daran hätte. Ein eigenes Toilette-Zimmer mit prachtvollen Requisite, Parfums, Essenzen, Puder u., sodaß die minder eleganten Damen kommen, um das 'mal zu sehen, die wirklich vornehmen, weil sie sich wie zu Hause fühlen. Es muß ein Vergnügen sein, in meinem Salon zu warten! Sie lächeln? Vergessen Sie nicht, daß ich dabei Vorzügliches leisten werde! Ich bin sehr theuer — ich erziele so viele Visiten, als irgend möglich. Wir fahren morgen fort, meine Gnädigste, Sie sind schon etwas ermüdet...“ heißt es dann. Aber es wird bei mir Niemand betrogen. An dem Tage, wo mein Atelier eröffnet wird, sind alle Blätter voll von der Sehenswürdigkeit! Nachher kommt noch irgend eine discret-pikante Geschichte in die Zeitungen, die sich bei mir zutragen haben soll, etwa von einem Ehepaar, das sich scheiden lassen will, weil sich der Mann durch die falschen Zähne seiner Frau getäuscht sieht, und das sich nun bei mir begegnet. Der Mann tritt eben mit einem neuen Gebiß aus meinem Ordinations-Zimmer — Finde-Szene — Veröhnung u. — Dann ist mein Atelier lancirt!“

„Und wie wollen Sie es anstellen, daß die Blätter sich so mit Ihrem Atelier beschäftigen,“ fragte Bruno, der mäßig erbaut zugehört hatte.

„O, ganz einfach, ich gebe in den gelesensten ein großes, permanentes Inserat auf, welches das ganze Jahr läuft. Dafür bekomme ich dann noch die Reporter in's Haus geschickt!“

„Das wird aber Unsummen kosten!“

„Thut Nichts! Es kommt wieder herein! Ich zahle für Reclamen Summen, von denen Sie, unschuldiger Jüngling, sich Nichts träumen lassen. Unsere Firma muß jedes Kind kennen! Ohne sie darf kein Pferdebahn-Wagen fahren!“

„Sie wollen doch nicht etwa auch die Giebel der Häuser bemalen? Blutroth, mit orangefarbenen Buchstaben zum Beispiel?“

Bruno war ernüchtert, der Krausch wieder verfliegen. Sein Name in einem permanenten Zeitungs-Inserat, auf den Fenstercheiben der Pferdebahn, — das konnte nicht geschehen! Damit brach er mit der Gesellschaft! Und sein Onkel General, sein Bruder Lieutenant und die Mama? Nein, es war unmöglich!

„Es thut mir leid, Herr Sharp,“ erklärte er, „aber darauf kann ich nicht eingehen! Die Rücksicht auf meine Familie verbietet mir das!“

Sharp lachte nur in seiner überlegenen Weise.

„In der That, lieber Herr Doctor, wir scheinen nicht zusammen zu passen. Sie nehmen zu viel Rücksichten! Was mögen Sie denn von Ihrer Familie haben?“

Schöne Gefühle, Vorurtheile, ... Ich will nicht weiter in Sie dringen! — Aber, wenn Sie sich es noch anders überlegen sollten — —"

Bruno empfahl sich. Der Mann hatte ihn noch im letzten Augenblick in's Herz getroffen.

Ja, was hatte er von seiner Familie? Onkel und Bruder betrachteten ihn als einen Halbverlorenen. Und die Mama? Nun, die würde wohl jetzt ihr Heiraths-Project durchsetzen. Denn — wahrhaftig, was sollte er schließlich Anderes beginnen?

V.

Die Eltern Guttenberg hatten, nachdem Ella in diplomatischer Weise berichtet, was Sonntag Nachmittag geschehen war, beschlossen, Tante Annas Besuch nicht erst abzuwarten, sondern den ersten Schritt zu thun und sie einzuladen.

Papa neigte einer Versöhnung überhaupt zu, und Mama dachte eben, wie immer, an die Zukunft. War die Tante inzwischen wirklich so wohlhabend geworden, wie es schien, so lohnte es sich schon, seine Gefühle zu unterdrücken und die Rolle der großmüthig Verzeihenden zu spielen. Die Mädchen konnten vielleicht einmal Etwas von ihr erben! Nahm sie Ella mit sich, so war wenigstens ein sehr gesunder Eifer auf lange Zeit kostenlos befriedigt, und da das Mädchen sich zudem plötzlich nicht mehr in den Rahmen des Hauses fügen wollte, so schien der gebotene Ausweg, um weiterem Aerger mit ihr zu entgehen, noch nicht der schlechteste zu sein.

Freilich, von ihren medicinischen Plänen schwieg Ella bis auf Weiteres kluglich still.

Tante Anna machte keine Umstände, als man so ihrer Absicht entgegenkam.

Ihr gänzlich verändertes, resolutes Wesen half ihr über die Befangenheit, die sich im ersten Augenblick der Familie bemächtigt hatte, ohne Schwierigkeit hinweg. Die Gutmüthigkeit des Rathes that das Uebrige.

Auch die Frau Regierungsräthin wußte sich leidlich schnell in die Situation zu finden, sie gratulirte der Schwägerin sogar zu deren rednerischem Erfolge in Berlin, von dem die gesammten Zeitungen geschrieben hätten.

Anna lehnte das Compliment ab.

„Das ist solch ein moderner Press-Ausdruck! Ich habe weder einen Erfolg noch einen Mißerfolg gehabt. Ich bin ja kein Theater-Dichter, auch keine Komödiantin! Es kommen eben wenig Leute, oder viel Leute, je nach Art und Zeit und Umständen!“

„Sie waren von jeher so bescheiden, Anna,“ versetzte die Rätthin. „Ich, für meine Person, wäre nicht im Stande, zehn Worte auf einer Tribüne zu sprechen! Aber, à propos, lassen Sie mich Ihnen doch wenigstens zu Ihrer Pension gratuliren!“

Und nun suchte sie Anna schlaun auszuforschen, die so that, als ob sie Nichts dergleichen merke, da ihr nur daran lag, ihren Plan mit Ella durchzuführen.

So verstrich der erste Familien-Kaffee, den man nach langen Jahren wieder mit der Tante trank, ganz freundschaftlich. Dann schob Anna die Tasse von sich fort, sich dem Bruder zuwendend, um für Ella zu der bereits erwirkten Erlaubniß, mit ihr gehen zu dürfen, auch noch die weit schwierigere zum Studium herauszuschlagen. Ella merkte den Beginn des Feldzuges, und ihr Herz klopfte hoch auf.

„Höre, Bruder, die Ella ist geschickt und muthig, die hat das Zeug dazu, etwas Besseres zu werden, als der Durchschnitt der Mädchen, etwas Selbständiges!“

Der Rath setzte sich in Positur. „Entschuldige Anna, allen Respect vor Deinem Verstande, Deiner Erfahrung, aber die Frauen-Emancipation, mit der Du mir für Ella zu kommen scheint, die finde ich nun einmal gräßlich! Verträgt sich auch gar nicht mit meiner Stellung und meinen politischen Meinungen!“

„Hat damit Nichts zu thun,“ entgegnete Anna. „Ich meine keine überspannte Emancipation, ich denke lediglich an die Erwerbsfrage. Du hast kein Vermögen, Bruder, und Deine Mädels müssen es lernen, für sich selbst zu sorgen.“

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

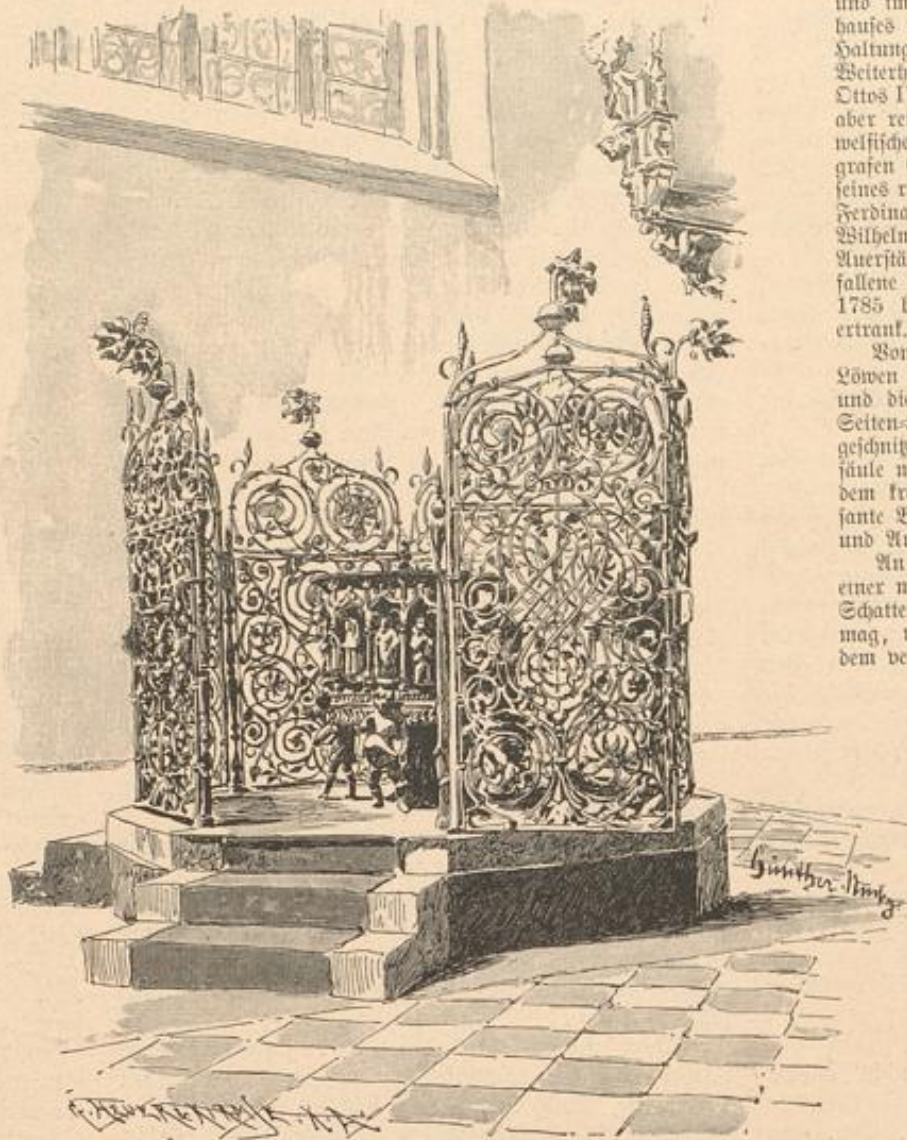
Die Stadt Heinrichs des Löwen.

Von Georg Malkowsky.

III.

Mit vier Zeichnungen von O. Günther-Raumburg.

Noch über die Dächer der alten Welfenstadt ragen die Mauern und Thürme von nicht weniger als zwölf Kirchen und Kapellen, deren Bau ausnahmslos in den kurzen Zeitraum zweier Jahrhunderte fällt. Sie verdanken ihre Gründung zum größeren Theil Heinrich dem Löwen und seinen nächsten Nachfolgern. Als sich dann das emporblühende Gemeinwesen von seiner Abhängigkeit löste und selbstständig entwickelte, traten die Wilden an Stelle der fürstlichen Donatoren.



Braunschweig. Taufbecken in der Brüderkirche. Von O. Günther-Raumburg.

Es wurde ihnen Ehrensache, ihre Gotteshäuser auszubauen und ihren reichen Mitteln entsprechend zu schmücken. Daher auch hier jene reizvolle Stilmischung, die über den Kern der romanischen Pfeiler-Vasilla den Spitzgiebelfeiler frühgothischer Hallen breitet, die schmudlosen Steinwände durch Strebepfeiler unterbricht, und dann wieder zwischen das zierliche Maßwerk zweier Spitzbogen-Fenster ein mächtiges Renaissance-Portal setzt.

Das Wahrzeichen der Herrschaft der welfischen Fürsten ist der Dom. Als Heinrich der Löwe von seinem Kreuzzuge in das gelobte Land zurückkehrte, gründete er ihn an der Stätte der ehemaligen Peter Pauls-Kapelle und stattete ihn reichlich mit den aus der Fremde herübergebrachten Reliquien aus. 1194 im romanischen Stil vollendet, verlor der Dom im folgenden Jahre durch einen Blitz seine Thürme, die zwar später wieder aufgebaut wurden, aber niemals die beabsichtigte Höhe erreichten und mit einem stumpfen Rothdach abschließen. Zwischen ihre in schlichten Linien hoch aufragenden Massen setzte dann eine spätere Bau-Periode ein Glodenhaus im gothischen Spitzbogen-Stil. Die einfache kreuzförmige Anlage verräth sich an der Nord- und Südseite durch je einen schmudlos glatten Giebel, während die Seitenschiffe des Langhauses als Anbauten bemerkenswerthe Stilmischungen zeigen. Die ost frühgothischen Fenster des Südschiffes sind von je einem spizen Giebel überhöht und durch Pfeiler getrennt, über die ein Wasserspeier hinausragt. Die gerade durchgehende Wand des Nordschiffes schließt mit einer durchbrochenen Balustrade ab, und zwischen den Fenstern im Tudor-Stil erheben sich acht, mit Fialen gekrönte Pfeiler.

Das auf je acht romanischen Pfeilern ruhende Mittelschiff wölbt sich in einer Länge von 124 Fuß dem hohen Chor entgegen, unter dem sich eine geräumige Krypta ausdehnt. Die niedrigeren Seitenschiffe sind wieder doppelt getheilt, das südliche durch gothische Pfeiler, das nördliche durch Säulen, die von gewundenen, sich in den Gewölbe-Rippen fortsetzenden Nisselungen übersponnen sind.

Als man im Jahre 1845 eine Restauration des Inneren der Kirche vornahm, entdeckte man unter der Kalktünche die Reste alter Wandmalereien. Ganz nach dem byzantinischen Schema weist der Chor Darstellungen aus dem Leben Christi, das Kreuzschiff solche aus der Geschichte des Davidischen Geschlechtes auf, während die Seitenwände mit Bildern aus der Heiligen-Legende bedeckt waren. Leider hat man es für angezeigt

gehalten, den al secco gemalten Fresken zum Glanze der Neuheit zu verhelfen. Während Professor Brandes sich bei seinen Restaurationen noch auf die Reste der alten Malereien stützen konnte, ist der Nürnberger Professor Esfenwein selbständig vorgegangen und hat das Mittelschiff mit gut gemeinten Schildereien ausgestattet, die in Form und Farbengebung gar modern anmuten. Selbst die nach desselben Meisters Entwürfen hergestellten Glasgemälde an der Nordseite des Mittelschiffes sind nicht geeignet, jenes mystische Dunkel zu erzeugen, das so große bemalte Wandflächen zu einheitlicher Farbwirkung zusammenschließt.

Man muß die historischen Erinnerungen zu Hülfe rufen, um in dem nüchtern bunten Raume zu nachempfindender Stimmung zu gelangen. Da breitet vor dem Hochaltar aus Muschel-Marmor, den Kathilde von England, die Gemahlin Heinrichs des Löwen, gestiftet, der mächtige, 16 Fuß hohe Bronze-Leuchter seine sieben Arme aus, angeblich von dem großen Welfenherzog aus Palästina mitgebracht, jetzt trotz seiner orientalisirenden Formen als ein Erzeugniß frühen vaterländischen Kunstfleißes erkannt. Zu beiden Seiten des Chores erheben sich die bunt bemalten Sandstein-Figuren Heinrichs und des Bischofs Hermann von Hildesheim, und im Kreuzpunkt des Querschiffes und des Langhauses ruhen auf breitem Grabstein in feierlich starrer Haltung die Gestalten Heinrichs und seiner Gemahlin. Weiterhin deckt eine Messingplatte die Grabstätte Kaiser Ottos IV. und seiner Gattin Beatrix. In der Krypta aber reihen sich in ununterbrochener Folge die Särge welfischer Fürsten und Fürstinnen von dem Markgrafen Elbert an bis zum Herzog Wilhelm, dem letzten seines ruhmreichen Geschlechtes. Da ruhen die Herzöge Ferdinand, der Held des siebenjährigen Krieges, Karl Wilhelm Ferdinand, der unglückliche Besiegte von Auerstädt, Friedrich Wilhelm, der bei Quatrebras gefallene Führer der schwarzen Schar, und Leopold, der 1785 bei Frankfurt als Lebensretter in der Oder ertrank.

Von dem reichen Reliquien-Schatze Heinrichs des Löwen ist nur wenig erhalten: das angebliche Horn und die Schale des heiligen Blasius. In einer Seiten-Kapelle wurden ein uralter, lebensgroß in Holz geschnitzter und gemalter Crucifixus und eine Marter-säule mit der Halbfigur des gegeißelten Christus und dem träubenden Hahn des Petrus aufbewahrt, interessante Bildwerke von selbstamer Naivität in Erfindung und Ausführung.

An der Südseite aber grünt noch immer der Stumpf einer mehr als siebenhundertjährigen Linde, in deren Schatten der große Welfe zu Gericht gesessen haben mag, und an dem Portal der Nordseite dicht neben dem verdeckten Gange, der die Burg Dankwarderode mit dem Dom verband, bemerkt man die tiefen Furchen, welche die Klau des treuen Löwen in die Steinwand gekragt haben soll, die ihn von der Leiche seines Herren trennte.

Ebenfalls von Heinrich dem Löwen gegründet ist die Katharinen-Kirche am Dagenmarkt, vor deren Portal sich der Heinrichs-Brunnen erhebt. Von dem ursprünglich romanischen Bau ist die Thurm-Anlage mit dem Haupteingang im Rundbogen-Stil und das auf romanischen Pfeilern ruhende Mittelschiff erhalten. Das Mittelgeschos der Thürme und das zwischen sie eingebaute gothische Glodenhaus, sowie ein Theil der Seitenschiffe gehören dem dreizehnten Jahrhundert an, während der hohe Chor und die ihm zunächst liegenden Architektur-Theile etwa um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts durch die Patricier-Familie Kogel gestiftet wurden. Die drei Langschiffe der mächtigen Hallen-

kirche sind neuerdings restaurirt und stilgerecht ausgemalt. Die Glasgemälde der drei Chorfenster, Moses mit der ehernen Schlange, die Opferung Isaaks und die Kreuzigung darstellen, entstammen dem sechszehnten Jahrhundert. Unter den Grabmalern der Kirche sind bemerkenswerth das einer Armgarth von Vortfeld, die 1585 vor dem Altar todt niederkam, als sie eben den Ringwechsel mit ihrem Verlobten vollziehen sollte, und das des Jürgen von Schulenburg, der im Jahre 1605 die Stadt vor der Erstürmung rettete.

Um die schmudlose, in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts für den Franziskaner-Orden erbaute Brüderkirche spinnt stiller Klosterfrieden seinen Zauber. Ueber dem einfachen dreischiffigen Hallenbau im gothischen Stil ragt kein Thurm empor, da ein solcher den Kirchen der Bettelmönche nicht gestattet war, aber um seinen geradwandigen Chor-Abschluss legt sich ein Kreuz zellenartiger Kapellen und über der Mitte des Satteldaches sitzt ein zierlicher Dachreiter. Der schönste Theil der Innkirche ist der Chor, den ehemals ein prächtig geschnitzter Lettner vom Mittelschiff trennte. Hier erhebt sich der kostbare Hochaltar, ein dreiflügliger Sdrant, dessen Thüren mit Hohlbildereien bedeckt sind. Das kunstvolle Chor-Gestühl ist leider durch in die Kücklehen eingelassene Malereien des vorigen Jahrhunderts verunziert. Unter den sonstigen Merkwürdigkeiten des Gotteshauses ist ein schönes Taufbeden zu erwähnen. Von vier männlichen Figuren getragen, die als Personifikationen der Paradieses-Ströme Wasserschlänche ausgehen, ist sein Körper mit sechszehn Figuren von Heiligen und Aposteln verziert. Durch ein kunstvoll geschmiedetes Eihengitter ist das Beden von den übrigen Räumen getrennt.

Von Häusern umdrängt liegt die Brüderkirche als stilles Plätzchen da, wie es friedlicher und weltabgeschiedener die Architektur des Mittelalters selten geschaffen. An die Südseite lehnt sich ein Klostergrätzchen, von wundersamen gothischen Kreuzgängen umschlossen, die sich mit hohen, schneidlosen Spitzbogen-Fenstern nach dem Innenraum öffnen. Ephen und Rosenbüsche klettern an dem Maßwerk üppig wuchernd empor, und an den Wänden stehen, mit Figuren und Inschriften bedeckt, die Grabsteine erlöschener Geschlechter.

Eine Gildenstiftung ist die am Wollmarkt gelegene Andreas-Kirche. Als ihre Gründer werden im Geschichtsbuche der Stadt Braunschweig Kaufleute genannt, „welche Kroppel gowaesen; daen also de Kroppel up stelten gan, also gingen duosso



Familien-Glück. Nach dem Bilde von René Reinick. — Siehe Seite 129.

Kopluode ok, unde waren fan orer kopenschop rike luede.“ Ihrem Andenken ist das Relief-Bild im Giebel des südlichen Kirchenhauses gewidmet, das vier Krüppel zu den Füßen Christi in roher Steinbearbeitung veranschaulicht. Der um 1200 begonnene Bau wurde erst im sechszehnten Jahrhundert vollendet und stellt in seinen Grundformen ein dreifach getheiltes Langhaus ohne Querschiff dar. Die Außenwände der Seitenschiffe werden von Spitzbogen-Fenstern durchbrochen, die in einen hohen glatten Giebel auslaufen. Die beiden Thürme gehören der besten Zeit der Gotik an. Besonders schön ist das zwischen ihnen gelagerte Glockenhaus mit einer prächtigen Kojette über den Spitzbogen-Fenstern des Unterbaues. Ursprünglich sollten die Thürme bis zu einer Höhe von 500 Fuß aufgeführt werden. Wie so häufig im Mittelalter, wurde jedoch nur einer der Thürme bis zu seiner kuppelförmigen Spitze vollendet. „Als Heinrich der Jüngere 1550 die Stadt belagerte, war ihm diese hohe, im Sonnenlicht funkelnde Thurm Spitze, welche seine Todfeinde gleichsam ihm zum Troste in seiner Stadt und aus dem Holze seiner Wälder errichtet hatten, ein besonderer Dorn im Auge. Er soll demjenigen Schützen eine hohe Belohnung versprochen haben, welchem es gelingen würde, dieses grüne Feuer zu löschen. Allein der Thurm widerstand allen auf ihn gerichteten Schüssen.“ Zweimal durch den Blitz getroffen, wurde er dann 1740 durch einen heilmartigen Aufsatz verunstaltet.

Die eigentliche Stadtkirche aber ist die Martini-Kirche am Altmarkt. Obwohl die älteren Theile, die Thürme und das Mittelschiff, in ihren rein romanischen Bauformen auf die Zeit Heinrichs des Löwen zurückgehen, sehen alle äußeren, in die Augen fallenden Anbauten mit der Architektur des Rathhauses in Einklang und entstammen etwa der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Die von Spitzbogen-Fenstern durchbrochenen Seitenschiffe laufen in reich verzierte Giebel aus, und die Portale sind mit Relief-Sculpturen geschmückt. Besonders das Nordthor weist in der Giebelwand eine Darstellung des Bräutigams und der sieben thörichten und sieben klugen Jungfrauen aus, während die Lunette mit einer Verbilligung des Todes Maria ausgefüllt ist. Unter dem reichen Schmuck des Inneren sind besonders erwähnenswerth: der bronzene Taufstein, auf den Schultern junger Handwerksgehilfen in der Tracht des fünfzehnten Jahrhunderts ruhend und mit vielen Relief-Darstellungen in Marmor und Metall verziert; die prächtig geschnitzte Kanzel, die seltsam genug auf einer Reiterstatue des Heiligen Martin balancirt, und eine prunkvolle Orgel, deren Seiten- und Mittelbrüstungen, zwischen Säulen und Apostel-Statuen, Relief-Darstellungen der Passions-Geschichte tragen. Von den acht Glocken der Kirche, die den Frieden der Stadt verkünden, trägt die größte die Aufschrift:

Anno 1555 Hans Meisner to Brunswick bin ich genant,  
dusse klocke habe ich gegoten mit miner Hand,  
op der Weforstrate mit rechter Gewichte und mato  
und wo dusse klocke horet klingen,  
dat do moge Godt lobsingon.

In der nächsten Umgebung Braunschweigs, die sich sonst nicht durch landschaftliche Reize auszeichnet, haben trotzdem scharfsichtige Klosterbrüder das schönste Fleckchen Erde ausfindig zu machen gewußt. Etwa eine Wegstunde von der Stadt entfernt ragen aus grünen Büschen die Mauern der Abtei Niddagshausen empor, eines der interessantesten Bauwerke des frühen Mittelalters. Im Uebergangs-Stil vom romanischen Rundbogen zum romanischen Spitzbogen erbaut, entbehren seine von schmalen Fenstern ohne Maßwerk unterbrochenen Mauern der Thürme, nur ein kleiner Dachreiter bezeichnet den Kreuzungs-Punkt des Haupt- und des Querschiffes. Das Äußere und das Innere aber weist den zierlichsten Sculpturen-Schmuck in seltsamer Mischung romanischer und gotischer Motive auf. Besonders das westliche Portal ist ein Muster geschmackvoller Ornamentierung im Uebergangs-Stil. Im Spitzbogen ausgeführt, wird es in der Mitte durch einen romanischen Pfeiler getheilt, auf den sich die inneren Segmente zweier weiterer Spitzbogen stützen, die dann wieder von einem romanischen Rundbogen-Fries unterspannt sind. In der Mitte des Portals über dem Pfeiler ist das Standbild der Mutter Gottes angebracht.

Die Abtei Niddagshausen, vor Allem das eben beschriebene Portal, repräsentirt den Höhepunkt einer Geschmacksrichtung, die in künstlerischer Vollkraft die Formen einer absterbenden und einer auflebenden Stilrichtung zu einem anmuthigen Ganzen zu vereinigen weiß. Sie ist, mit dem Rathhaus am Altmarkt und den harmonischen Anbauten der Martini-Kirche, das künstlerische Wahrzeichen des in Freiheit ausblühenden Gemeinbewußtseins der alten Welfenstadt Braunschweig.

Nachdruck verboten.

### Ein Besuch bei Frau Utscha.

Von Clara Viller.

**W**ir — d. h. eine mir bekannte spanische Malerin und ich — wir tranken gestern Abend unter allerlei Kleidungsstrüden und Schmucksachen, die ich mir von Marocco mitgebracht habe. Meine Freundin hat einen Maskenball in Aussicht; als Malerin will sie nur „Echtes“ tragen und es fehlt ihr an einem Bracelet, das im „Stil“ ist. Sie warf in der Eile Alles durcheinander, fand kein Armband, aber ein goldgesticktes Pantöffelchen, vor dem sie in Ekstase herumtanzte. „Hat Dich je dieses Pantöffelchen besucht?“ „Anfimm!“ „Wer hat es getragen?“ „Frau Utscha.“ „Ein dem Pantoffel entsprechendes Bein?“ „Ganz und gar.“ „Und ist sie...“ „Sieh Dir keine Mühe — sie steht nicht Modell. Sie war eine vornehme Frau.“ „Ach — qué pie, qué pie!“ sagte meine Freundin bewundernd — als Spanierin verstand sie sich auf Afschenbrödel-Füße — und versuchte vergeblich es anzuziehen. Als sie mich dann — ohne Armband — verlassen, und ich meine sieben Sachen wieder einräumte, kam mir das Pantöffelchen auch wieder unter die Hände, und da war mir's, als sähe ich ein ringgeschmücktes Füßchen hineinschlüpfen, ja, die ganze zierliche Gestalt, der jenes Füßchen angehörte, trat mir plötzlich aus der Erinnerung entgegen...

Wir saßen unter einem großen japanischen Parasol vor dem belgischen Consulat in Tanger, als ich zuerst von Frau Utscha reden hörte. Eine schönheitserfahrene Engländerin, die sie besucht hatte, behauptete, daß sie die reizendste Frau in ganz Tanger sei. Mir schien das ungläublich. Tags zuvor hatte ich in einem israelitischen Hause einen Bazar von alttestamentarischen Schönheiten versammelt gefunden, so reizend, daß selbst meine durch andalusische Vorzüge verwöhnten Augen zweifeln, er könne übertroffen werden. Da kam Mr. N. — der belgische Consul — meinem Wunsche, aus eigener Anschauung zu prüfen, entgegen. Er kannte Frau Utscha's Gatten, den damaligen Gouverneur von Tanger, und verschaffte mir eine Einladung.

Ich nahm Molly, die Frau meines Führers mit, eine spanische Jüdin, die Arabisch verstand, dessen Kenntniß ich mich leider nicht rühmen konnte. Nachmittags zur festgesetzten Stunde standen wir vor dem weitläufigen Bau, der auch nicht ein Fenster nach der Straße zeigte.

Ein alter Araber im weiten Kaftan, mit einem Turban wie die Kuppel einer Moschee, hielt Wache, daß kein Mann außer dem Einen die Schwelle überschritte. Mit muselmännischem Pöhlgen öffnete er fünf Schloßer und übergab uns einer alten Negerin, der wir über einen, mit vergoldetem Draht übersponnenen Hof folgten. Durch ein Labyrinth von Gängen und Zimmern kamen wir endlich in ein cremefarbenes Gemach, dessen Wände mit Koran-Sprüchen in erhabener Arbeit ausgelegt waren. Es hatte vier Fenster nach einem winzigen Garten mit kleiner Fontaine und steifen Blumenbeeten. Eine hohe Mauer schloß ihn ein. Auch diesen Garten hatte Vorsicht mit Golddraht übersponnen.

Wegen Einbruch oder Ausbruch? fragte ich mich, als Frau Utscha aus einem Vorhang trat.

Etwas phantastisch erschien sie in den reichen, golddurchschimmernden, und dabei fast durchsichtigen Stoffen. Ebenso schön als trotzig sah sie aus, nicht sonderlich gastfreundlich oder gesprächig. Vielleicht hatte sie von dem Besuch der Engländerin einen unangenehmen Nachgeschmack behalten — vielleicht kösteten ihr Europäerinnen, die schleierlos umherreifen, überhaupt Grauen ein.

Ich beschloß sofort, für uns Beide entgegenkommend zu sein, und versicherte ihr durch das dollmeisende Medium meine Freude, ihre liebenswürdige Bekanntschaft zu machen; auch erkundigte ich mich, ob ich sie etwa in einer dringenden Beschäftigung störe, ob sie ihre Siesta schon gehalten, oder ob sie um diese Zeit etwa einen Spaziergang in ihrem Vogelbauer mache?

Jene Engländerin hatte etwas Arabisch gesprochen. Das Ueberlegene kam Frau Utscha förmlich vor — sie mußte lachen. Das brach den Trop. Als sie sich gefaßt, rief sie meiner Führerin eine Begrüßung für mich zu. Da hörte man hinter dem Vorhang husten.

So hatte ich sie doch gestört — sie war nicht allein... vielleicht...

Sie lachte wieder, nahm meine Hand — es war bequemer, als durch fremden Mund reden — und führte mich in eine Art Boudoir. In einer Ecke, mit silbernem Kettchen angehängt, hauste hier ein Staar, dem sie dies verblüffende Husten gelehrt hatte.

Nachdem ich meiner Bewunderung Ausdruck gegeben über den Vogel mit künstlichem Katarrh und wir wegen eines neuen Gesprächs-Themas verlegen wurden, gestattete ich mir die Anfrage, ob sie schon ein Kind besäße.

Ja, sie habe ein Kind, — dieses reizende, jugendliche Geschöpf war schon Mutter! Sie bewegte eine silberne Glocke; eine alte, häßliche Negerin erschien, der sie einen Befehl gab. Die Sklavin verschwand und kehrte mit einem kleinen Mädchen im Arm zurück. Ein entzückendes Geschöpf! Bei dem schwarzen, knorrigen Hintergrund der Wärterin, kam es mir ganz besonders lieb und schön vor, wie ein wahres Elfenkind!

„Taib!“ rief ich: „taib!“ Es war das einzige arabische Wort, das ich kannte; es drückt höchste Befriedigung aus. Ich legte solchen Enthusiasmus hinein, als ich es ein paar Mal wiederholte, daß es — unterstützt von Augen und Geste — zu einem wahren Hymnus wurde, den ich an das kleine Mädchen richtete.

Ein kleines Mädchen aber versteht, auch ohne das Wort zu kennen, sehr leicht, was Bewunderung heißt. Das Elfenkind lachte wohlgefällig. Da trat ich näher, streichelte es und gab ihm deutsche Liebesnamen, die kein spanischer Mund überlippen konnte, und welche die stolze Mutter doch alle begriff.

Nun waren wir auf einmal gute Freunde geworden, und ich erfuhr, wie viel Angst das zarte Kind ihr schon bereitet, und wie oft sie gefürchtet hatte, es nicht am Leben zu behalten.

Da ich gehört, daß vornehme maurische Kinder gleich nach der Geburt mit Salz abgerieben und in Bandagen gewickelt würden, und man ihnen noch vor dem dreißigsten Tage das „böse Blut“ durch Schröpfen ablasse, erschieden mir ihre Befürchtungen sehr verständlich; wie es mir überhaupt ein Wunder dünkt, daß die vornehme maurische Bevölkerung nicht schon längst auf dem Aussterbe-Etat steht.

Frau Utscha erzählte ihre Mutter Sorgen so ausführlich und sprach so schnell, daß mir mancher Satz, dem das gebiete Medium nicht nachgallopiere konnte, dadurch verloren ging.

Als sie mich dann in ihrem Hause herumsführte und wir an ihr Schlaf-Zimmer kamen, ließ sie ihre Pantoffeln an der Schwelle stehen — Pantoffeln: „nicht länger wie ein Lilienblatt, nicht breiter wie das Blatt der Rose...“ wie das arabische Sprichwort sagt. War es zu verwundern, daß ich da wieder in meinen Hymnus ausbrach und: taib — taib rief? Zur Belohnung erhielt ich die Pantoffeln und konnte später in Sevilla, wo man ihre Beschreibung allein sicher angezweifelt hätte, mit dem Beweise kleine Andalusierinnen rasend machen.

Das längliche Schlafzimmer war das kostbarste von allen; es war mit Brocat tapeziert, mit schönen, weichen Teppichen belegt und offenbar mit Liebe eingerichtet. An den entgegengesetzten Längsseiten standen Tritte, je von dem Umfang eines Altovens, auf denen unter Baldachinen die großen, niedrigen Schlafpolster lagen. In diesem Zimmer ließ Frau Utscha sich mit ihrer Nipp-Figur von Essen und auf einem von ihr gestickten Polster nieder, forderte mich auf, ein Gleiches zu thun und sprach mir dann von ihrem Herrn und Araber. Sie war noch keine einzige Frau, schien keine Nebenbuhlerin zu fürchten und strahlte von Glück.

Während ich beide Ohren aufsperrte, um am Klange von Utscha's Stimme zu ergötzen, was Molly etwas mangelhaft überlegte, erschienen zwei Neger-Mädchen mit Confituren von Früchten, die wir mit goldenen Filigran-Löffeln aßen. Frau Utscha hatte sie selbst bereitet. — Sie kochte, sie sticht, sie kragt ein wenig auf der Guitarre, sie lehrt den Staar husten, liebt ihr Kind und schwärmt für ihren Araber...

Und doch schien meinen europäischen Begriffen Frau Utscha beklagenswerth. Was haben Schönheit, Wohlleben, ein angenehmer Hansherr und ein entzückendes Kind für einen Werth — dachte ich — wenn man in einem goldenen Bauer eingesperrt ist, und von einem alten Araber bewacht wird?

Kleiner Pantoffel! Du hast mich mit der Erinnerung an Frau Utscha, die Du wecktest, ernt gestimmt!

Nachdruck verboten.

### Die Welt-Ausstellung in Chicago.

Von Paul von Szepeski.

IV.

**W**er in der Erwartung nach Chicago gegangen ist, auf dem Ausstellungsplatz in Scharen jene schöne und extravagante Amerikanerin anzutreffen, die in deutschen Modedebats und deutschen Romanen eine Rolle spielt, wird sich einigermaßen enttäuscht gefühlt haben. Wenn die Amerikanerin schön ist, pflegt sie allerdings von tadelloser Schönheit zu sein. Aber sie ist nicht eben häufig schön; auffallend oft dagegen sieht man übermäßig schlauke, oder übermäßig wohlgenährte Amerikanerinnen. Ebenso häufig ist die nur extravagante Amerikanerin. Die Erkenntniß, daß Geschmack und Einfachheit sehr nahe bei einander wohnen, und der Grundsatz, große Toilette einzig für entsprechende Gelegenheiten zu machen, haben bisher nur in einem sehr engen Kreise der amerikanischen Damenwelt Eingang gefunden. In den Parlor's der großen Hôtels in Chicago konnte man Abend für Abend, ohne besondere Veranlassung Diner- wie Ball-Toiletten spazieren führen sehen. Das würde gewiß Niemandes Auge beleidigt haben, wenn die amerikanische Sitte für den Abend im Hôtel große Toilette erforderte. Dies ist aber keineswegs der Fall; man sieht mit der decolletirten Seiden-Mobe den die Spuren der Straße tragenden Regenmantel im intimsten Gespräch, und die Cour-Schleppe flirrt mit einem Promenaden-Jacket, das offenbar fertig gekauft ist und lange redlich gebüht hat. Dieses Durcheinander macht den Eindruck einer grünlischen Stillosigkeit und verdirbt einem die Freude selbst an den Toiletten, die nicht nur extravagant, sondern auch schön sind. Auch das Vergnügen an dem Farbenpiel von Brillanten kann einem in Amerika verdoeben werden, trotzdem man auffallend viele und auffallend schöne Steine sieht. Auf einem Balls, den die Stadt New-York zu Ehren des Herzogs von Beragua gab, habe ich einige Amerikanerinnen der Last ihrer Steine fast erliegen sehen. Es war an einem der ersten Abende, den ich auf dem Boden der Vereinigten Staaten verlebte, und ich glaube mich wirklich in das Land des fabelhaftesten Reichthums versetzt. Am Vormittag darauf begegnete mir im Central-Park in New-York eine Dame, deren solettes Strohhütchen mit derselben Brillanten-Riviere garnirt war, die zwölf Stunden früher ihren Hals geschmückt hatte. Und in Chicago, im Palmer House, wo die meisten Ausstellungs-Nepräsentantinnen der Einzelstaaten, gleich mir, ihr Absteige-Quartier genommen hatten, habe ich in den frühesten Morgenstunden die Brillanten dieser Damen an Morgenröden glimmern sehen und fleischige Hände bemerkt, die bis zum Zeigefinger eingeschlossen beringt waren. Ich habe mich schließlich des Verdachtes nicht erwehren können, daß die Amerikanerinnen nicht allzu rigoros unterscheiden zwischen echten und nachgemachten Steinen, und dieser Verdacht ist durch die vielen Schaufenster, in denen man falsche Steine in echter Fassung ausgelegt sieht, nur bestärkt worden. Amerikaner freilich haben ihn mit Entrüstung zurückgewiesen; die erklären den Brillanten-Reichthum der amerikanischen Frauen dadurch, daß hier der Gatte den Schmuckkasten seiner Frau ungefähr wie den Spartopf der Familie ansieht. Möglich, — aber der Amerikaner ist sonst nicht gerade unpraktisch, warum sollte er es sein, wenn es sich um Capitals-Anlagen handelt, und wenn Niemand die Alaska-Diamanten und andere Nachahmungen kaufte, würden sie sicher nicht in solchen Mengen hergestellt und feilgeboten werden.

Mag der Verdacht berechtigt sein oder nicht, sicher werden in den Vereinigten Staaten mehr Brillanten getragen als in Deutschland. Die Pariser Juweliere thaten deshalb recht daran, die Welt-Ausstellung so reich zu beschicken, wie sie es gethan haben. So ausgezeichnet die deutsche Gold- und Silber-Schmiedekunst dort vertreten ist mit wundervollen Prachtschüsseln, Müßschiffen, Pocalen, Ehrenschilden, Kaffeetassen und Schalen — in Frankreich rivalisirt nur die Frankfurter Firma Schürmann & Co. mit den Pariser Concurrenten. Nicht, daß Deutschland nicht hätte mit ihnen gleichen Schritt halten können; man braucht nur die Schaufenster Berliner Juwelier-Firmen unter den Linden und in der Friedrichstraße zu betrachten, um sich von ihrer Leistungsfähigkeit zu überzeugen. Allein außer der genannten haben nur die Hirschheimer und Hanauer Goldwaren-Fabriken größere Collectionen ausgestellt, — sehr geschmackvoll gearbeitete Sachen, aber doch mehr marktgängige Ware, als imponirende Prachtsstücke. Unter den Pariser Juwelieren indessen sind mehr als ein halbes Duzend, deren Auslagen sich von gewöhnlichen Sterblichen höchstens ansehen lassen. Um sie zu begehren, muß man an einen New-Yorker Eisenbahn-Fürsten, einen Chicagoer Schweineschlächter, oder an den Besitzer einer californischen Goldmine verheiratet sein. Und Mellerio, der König der Pariser Juweliere, hat nicht einmal in Chicago ausgesteilt, wenigstens nicht, so lange ich in Chicago war. Vielleicht hat er sich nur verspätet, denn eine ganze Anzahl von Vitrinen wartete in diesem Theil der französischen Ausstellung noch auf ihren Inhalt. Die unvergleichlichsten Steine hatte Bever gefandt, die wirkungsvollste Fassung zeigten die Schmuckstücke von Persianinoff. Der Kronschmuck einer Fürstin kann nicht reicher ausgestattet sein, als die Vitrine des ersten. Als Mittelstück ein Collier von nur drei Reihen Perlen mit Brillantschloß, aber die Perlen einander zum Verwechseln gleich, von sagenhafter Größe, unadelsaft in Form und Farbe. Daran reihen sich vier Garnituren, jede einzelne aus Diadem, Collier, Brosche, Ohrringen und Armband bestehend. Die erste zeigt eine Zusammenstellung von Brillanten und Smaragden, die zweite von Brillanten und Rubinen, die dritte von Brillanten und Saphiren, und die vierte von Brillanten und weißen und schwarzen Perlen. Man glaubt es gern, daß die meisten dieser Steine und Perlen einst am Hals und in den Haaren französischer Kaiserinnen und Königinnen glimmern!

und geleuchtet haben; auch eine spanische Fürstin, die Königin Isabella, soll Theile des ihr zu eng gewordenen Schmuckes auf der Welt-Ausstellung in der Vitrine von Bever wiederfinden können. Ich bin überzeugt, daß die Millionärinnen Amerikas nicht viele von diesen Steinen, die zum großen Theil ihre Geschichte haben, nach Europa zurückkehren lassen. Aber ob diese damit in feste Hände kommen werden, scheint mir sehr zweifelhaft, denn die Söhne der Millionärinnen lernen Nichts besser, als mit Zwanzigdollars-Stücken nach Spudnäpfen werfen, ein Spiel, das sich im Westen großer Beliebtheit erfreut und das für eine amerikanische Million nicht minder angreifend ist, als für eine europäische eine lebhaftere Saison in Monaco. Persianiow arbeitet nur in Brillanten, und seine Steine sind nicht übermäßig groß, aber von ausgesuchtem Schliß und Feuer. Während die Kunst anderer Juweliere darin besteht, durch die Fassung den Stein größer erscheinen zu lassen als er in Wirklichkeit ist, läßt Persianiow die Fassung fast vollkommen verschwinden. Seine Steine zittern auf einem Goldstift von Fadendünne, und zitternd sprühen sie einen Funkenregen in allen Farben des Regenbogens. Eine sehr eigenartige Specialität hat Jacca in der Nachahmung von Spitzenmustern, deren Fond er aus Golddraht herstellt, während er das Muster sehr geschickt in Brillanten auflegt. Ich habe Diademe, Colliers, Broschen und Armbänder in dieser Art gesehen, ohne sie freilich mehr als originell und sehr sauber und geschickt gearbeitet zu finden. Daß dieser Spitzenschmuck in Edelmetall und Edelsteinen über die Bedeutung einer flüchtigen Mode hinausgehen könnte, scheint mir unwahrscheinlich; dazu entspricht das Material doch zu wenig dem handartigen Charakter der Spitze, den die belgische Spitzen-Fabrication so unübertrefflich zu wahren weiß. Da ist auf der Ausstellung im Jackson Park in der belgischen Abtheilung eine Braut-Toilette aus Brüsseler Spitzen, die nicht schwerer wirkt, als wenn man den Morgennebel eines sonnigen Herbsttages zu einem Muster von Orangen- und Myrten-Blüthen geformt hätte. In fertigen Kostümen concurrirt sowohl Wien wie Berlin erfolgreich mit Paris, wenn auch jede der drei Städte ihren eigenen Geschmack sehr ausgeprägt zur Geltung bringt. In Luxus-Schuhwerk scheint mir Wien dagegen unerreicht zu sein. Diese gold- und silbergestickten, durchbrochenen und mit Spitzen-Einsätzen ausgestatteten Stiefelchen sind eigentlich selbst für den zartesten Frauenfuß zu schade; sie gehören als Kunstwerke unter eine Glasglocke. Der anerkanntesten Thatsache, daß die Spanierin den Fächer am graziösesten zu handhaben weiß, entspricht die große Fächerauswahl, die man in der spanischen Abtheilung findet. In allen Größen, aus Spitzen, Federn, Schildpatt, Elfenbein und Holz, gemalt und goldnähig, mit reichen Gold-einlagen und mit Edelsteinen besetzt, sind sie vorhanden. Aber Luxus-Fächer hat man aus Frankreich, Deutschland und Belgien sicher in gleich schönen und kostbaren Exemplaren wie aus Spanien nach Chicago gefandt. Sehr originell dagegen ist die spanische Dupend-Ware, die möglicher Weise den billigen Japanfächer, den man in den heißen Sommermonaten auf jedem Restaurationstisch in den Vereinigten Staaten zum Gebrauche der Gäste liegen sieht, verdrängen könnte. Ich möchte ihren Import auch nach Deutschland empfehlen; in Sommerfrischen und Bädern, auf dem Lande und im Garten dürften diese Fächer, von denen ein ganzes Dupend für Amerika ungefähr mit einer Mark bewertbar war, also für Deutschland sicher noch erheblich billiger zu liefern wäre, höchst willkommen sein. Sie zeigen meist auf stumpfen, schwarzem Stoffgrunde in sehr lebhaften Farben aufgedruckte Volks-Szenen, am häufigsten recht realistisch wiedergegebene Stierkämpfe, sind handlich und leicht und würden in die Monotonie des Japan- und Chinafächers eine hübsche Abwechslung bringen. Eine Specialität der Schweizer Juweliere möchte ich noch erwähnen, die beinahe geeignet erscheint, die Aufmerksamkeit von den berühmten Genfer Uhren abzulenken: Broschen von Orchideen-Blüthen, deren Farbenschmelz in ganz wunderbarer Email-Arbeit herausgebracht ist. — Die Möbel-Industrie schien mir am hervorragenden durch Deutschland vertreten zu sein, so prachtvolle Einzelstücke in Boule und Intarsia auch Frankreich gefandt hatte. In der deutschen Abtheilung fanden sich Dupende von Zimmern, vom Prunksaal im streng durchgeführten Renaissance-Stil bis zum einfachen Wohnzimmer, die ganz einheitlich und harmonisch zusammengestellt waren und besonders der Industrie und dem Kunstgewerbe Bayerns und Badens das Zeugnis hoher Blüte ausstellten. Dazu denke man sich die Pracht-Collectionen der Berliner und der Weiskener Porzellan-Fabrik, sowie der von Sevres und von Delft, dann englische Fayencen und chinesische und japanische Arbeiten in Bronze und Cloisonné, und man wird nicht daran zweifeln, daß es ein Leichtes wäre, auf der Ausstellung in Chicago jeden Geschmack und jeden Wunsch zu befriedigen, vorausgesetzt, daß man nicht nöthig hätte, zu rechnen.

Nachdruck verboten.

## Charlotte Birch-Pfeiffer.

Zur Erinnerung an den 25. August 1868.

Von Ernst Koppel.  
Mit einem Portrait.

Der Name der merkwürdigen Frau, seit deren Tod fünfundsiebenzig Jahre verflossen sind, hat in Deutschland einen Grad von Popularität erlangt, wie der weniger Frauen neben ihr.

Und in der That ist Charlotte Birch-Pfeiffer eine eigenartige Erscheinung.

Als dramatische Schriftstellerin steht sie gänzlich vereinzelt da; gerade auf diesem Gebiete haben die Frauen nicht nur Deutschlands, sondern auch aller übrigen Cultur-Nationen sich nur in geringem Maße betätigt, so rühmlich sie sonst auf den meisten Gebieten literarischen, namentlich belletristischen Schaffens sind.

Es scheint, daß die straffe Concentration, die nothwendige Selbstbeschränkung, also die Elementar-Gesetze des Dramas, der weiblichen Eigenart nur in seltenen Fällen erreichbar sind. Auch das Ueberwiegen des Gefühlslebens ist einer Ausgestaltung im Drama hinderlich, in dem, es mag sein, wie es wolle, vor Allem der Nerv der That pulsiren muß.

Die hervorsteckendste Eigenschaft Charlotte Birch-Pfeiffer's ist Das, was man mit der Benennung Theater-Blut zu kennzeichnen pflegt. Alles in ihr drängte zu den Brettern, welche die Welt bedeuten, und auf ihnen ist sie in dreifacher Weise,

als Schriftstellerin, Directorin und Darstellerin heimisch geworden, wie kaum eine andere Frau.

Ihr Instinct für Alles, was die Bühne betraf, war der feinste und ausgebildetste; er ist nicht nur ihr, sondern vielen anderen Autoren und Darstellern zu Gute gekommen, da die rafflose Frau unermüdet im Rathen und Lehren war, sowohl aus der theilnehmenden Hülle ihres Naturells heraus, wie als eine Fanatikerin der Bühne, in der sie ihre eigentliche Erdheimat erkannte.

Frau Charlotte wurde am 23. Juni 1800 zu Stuttgart, als Tochter des Domänen-Raths Pfeiffer geboren. Sie diente ihrem Vater, der im Jahre 1806 als Oberkriegsrath nach München übersiedelte, schon frühzeitig als Vorleserin, was sie, die körperlich früh Entwickelte, auch geistig schnell reifen ließ.

Ihre Neigung zum Theater verursachte manchen Kampf mit den in strengbürgerlichen Anschauungen befangenen Eltern; trotzdem setzte sie es in ihrem Feuereifer durch, daß sie bereits in ihrem dreizehnten Lebensjahre auf der Münchener Hofbühne auftrat.

Unter der Leitung des Schauspielers Zuccarini machte sie so schnelle Fortschritte, daß sie nach wenigen Jahren das ganze Fach der tragischen Liebhaberinnen, unter dem Beifall des Hofes und des Publicums, ausfüllte.

Im Alter von fünfundsiebenzig Jahren heirathete sie den Literaten Doctor Christian Birch, ohne ihre Kunstreisen, die sie bald durch einen großen Theil Europas führten, aufzugeben. Ueberall zündete sie durch das Feuer ihres Spiels, durch poetische Erfassung der jeweiligen Rolle und durch die sichere Beherrschung der Technik ihrer Kunst, der sie ihre innersten Geheimnisse abgelauscht zu haben schien.

Bereits auf der Höhe, nicht nur ihrer schauspielerischen, sondern auch ihrer literarischen Laufbahn stehend, wurde sie 1844 für das königliche Schauspielhaus in Berlin gewonnen, dem sie bis an ihren Tod treu blieb. Vorher aber hatte die vielseitige Frau jahrelang in Zürich das Theater geleitet und sich hier praktische Bühnen-Kenntnisse aller Art erworben.

In Berlin spielte sie in späterer Zeit auch komische Rollen, in denen sie sich durch frische Laune und der Natur abgelauchte Züge glänzend hervorthat. Ihre Nachfolgerin in diesem Fach auf der Bühne des königlichen Schauspielhauses ist Minona Frieß-Blumauer gewesen.

Bezeichnend für ihre Leidenschaft für das Theater-Leben ist der Umstand, daß sie auch, nachdem sie eine allgemein beliebte, das Repertoire beherrschende, dramatische Schriftstellerin geworden, bis an ihr Lebensende als Darstellerin weiterwirkte. Das Theater-Blut, das in ihr pulsrte, mußte sich eben nach allen Richtungen hin bethätigen und das Geheimniß ihrer Erfolge als Bühnen-Schriftstellerin beruht ja zum größten Theil auf der Wechselwirkung zwischen den in ihrer Person vereinigten Eigenschaften des Autors und Darstellers. So war sie vor Allem befähigt, Das zu schaffen, was man in der Bühnensprache als „dankbare Rolle“ zu bezeichnen pflegt.

Ihre frühesten Stücke sind unter anderem: „Pfefferrosel“, „Hans, der Freischütz“, „Der Glöckner von Notre Dame“ und „Der Liebe Streit“. Namentlich die drei erstgenannten haben sich lange auf dem Repertoire der deutschen Bühnen erhalten. — Später folgten, um nur die bekanntesten anzuführen: „Steffen Langer aus Wogau“, „Anna von Oesterreich“, „Die Marquise von Billeter“, „Dorf und Stadt“, „Die Waise von Lowood“, „Die Grille“ und „Der Goldbauer“. Alle diese, wie viele sonstige Dramen, sind während ihrer Wirksamkeit am königlichen Schauspielhaus in Berlin entstanden, und obgleich ein viertel Jahrhundert seit dem Tode der unermüdeten Frau und Künstlerin dahinging und die Geschmacksrichtung in literarischen Dingen, namentlich was das Drama anlangt, völlig wechselte, haben sich einzelne ihrer Bühnenwerke bis auf den heutigen Tag auf den Brettern erhalten, so vor Allem „Die Grille“, „Dorf und Stadt“ und „Die Waise von Lowood“.

Diese Stücke gehören eben zum eisernen Bestand des deutschen Repertoires, das nicht gerade reich zu nennen ist; sie versehen ihre Wirkung auf ein einigermaßen naives Publicum noch heute nicht. Man hat die Wirkung ihrer dramatischen Arbeiten lediglich auf Kenntniß der Bühnen-Effekte und Anpassung an den herrschenden Geschmack des Publicums begründen wollen, Behauptungen, die allerdings zum Theil gerechtfertigt sind; man übersteht dabei nur, daß in vielen ihrer Stücke wirkliche Zeichen echter Begabung durchblicken, wie denn auch ihre Beherrschung der Technik, alles dessen also, was man mit dem Handwerk in der Kunst bezeichnet, gerade in Deutschland zu den Seltenheiten gehört.

Daß Breite, Mährseligkeit und Kraft-Effekte nicht vermieden sind, ist bei einer darstellenden Künstlerin, die ihre Anregungen von der Bühne für die Bühne erhielt, nicht eben zu verwundern. Ferner ist der Umstand, daß die Mehrzahl ihrer Stücke nicht frei erfunden, sondern bekanntlich Romanen entlehnt wurde, zu beachten. Die Begabung Charlotte Birch-Pfeiffer's aber ließ es dabei nicht bewenden, es entsprangen auch ihrer eigenen Phantasie Dramen, Original-Arbeiten, wie sie selbst sie zu bezeichnen pflegte, die nachhaltige Bühnen-Wirkungen erzielt haben.

Genaue Beobachtung des Lebens, Streben nach Wahrheit und Treue der Schilderung darf man allerdings nicht bei ihr suchen, denn ihr Reich ist die Welt des Scheins und der Schminke. Aber man bedenke, in welcher Zeit sie lebte und wirkte! — Die Romantik regierte als Herrscherin auf dem Thron der deutschen Dichtung und auch im Drama stolzierte die Poesie in der Toga, oder sie lächelte unter Rosen- und Jasminblüthen hervor.

Das Verdienst Charlotte Birch-Pfeiffer's bleibt es, trotz dieser ungünstigen Zeit das bürgerliche Schauspiel zur Geltung gebracht zu haben. Es war eben unter der Schminke bei ihr ein hartes Streben nach Natürlichkeit vorhanden; freilich, so sehr es in ihrer Darstellung, namentlich in heiteren Rollen, zur Geltung kam, in ihren Stücken vermochte es die Hülle von Conventione und Schablone nicht zu durchbrechen. Dies sollte erst den letzten Jahrzehnten, und selbst diesen nur unvollkommen, vorbehalten sein.

Der Drang nach Aeußerung und Gestaltung, der die Künstlerin so früh besetzte, hat sie auch zur erzählenden Form geführt. Sie schrieb eine Reihe von Novellen, die allerdings der Vergessenheit anheimgefallen sind.

Diese novellistischen Arbeiten heißen: „Der Rubin“, der bereits 1829 erschienen, dann: „Gemalde aus Gegenwart und Vergangenheit“, in vier Bänden; „Erzählungen“; „Burton Castle“, in zwei Bänden und „Romantische Erzählungen“.

Die dramatischen Werke Charlotte Birch-Pfeiffer's sind dagegen in dreizehn Bänden gesammelt erschienen; außerdem findet sich die Mehrzahl im Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Verwunderlich aber bleibt es, daß von der hochbegabten Frau, bei dem breiten Raum, den ihre Schöpfungen in der dramatischen Literatur Deutschlands einnehmen, keine Biographie vorhanden ist.

Ihre Tochter, Wilhelmine von Hillern, die sich mit dem Gedanken an eine solche trug, hat ihren Plan nicht ausgeführt, weil es, wie sie schreibt, nur ein Buch der Thränen hätte werden können.

Dieser Ausspruch mag Vielen, die Charlotte Birch-Pfeiffer als eine von schönstem Erfolg gekrönte betrachten, unverständlich erscheinen. Doch folgende Mittheilungen, die von der Tochter selbst dem Schreiber dieser Zeilen zur Verfügung gestellt wurden, mögen die Mehrtheile der glänzenden Medaille zeigen:

„Von der Kritik freilich auf's Grausamste geschmäht, verhöhnt und gedemüthigt, ging sie unbeirrt ihren geraden, natürlichen Weg weiter, und er führte sie immer direct in das Herz der Nation hinein. Aber waren auch ihr Geist und ihr Wille männlich und unentwegt, ihr Herz war das weiche, zitternde, zartfühlige des Weibes; es brach unter den fortwährenden Anklagen und Kämpfen, die ihr von einem Theil der Presse bereitet wurden, und ihr Körper, obgleich von Natur äußerst kräftig, erlag ihnen.“

Noch wenige Tage vor ihrem Tode sah ich sie über eine in hämisch-geringschätzigem Ton gehaltene Kritik bitterlich weinen. — Diese Thränen und ihre Ursache vergehe ich nie, was es doch in den letzten Jahren ein allzuhäufiger, trauriger Anblick! —

Nur Wenigen dürfte es bekannt sein, daß also auch Charlotte Birch-Pfeiffer unter dem Vorbeir der Dornenkrone getragen, die nur zu viele Auserwählte auf dem Gebiete der Kunst und Literatur verwundet, von den Blicken der Menge unbemerkt, und oft schwer und tödtlich! —

Nachdruck verboten.

## Glasgefäße mit farbigen Glasuren und Gold-Decoration.

Mit vier Abbildungen.

Von Luise Menzel.



leich im Voraus muß es gesagt werden, daß diese Technik eine der schwierigsten, daher nur denen zur Ausführung anzurathen ist, die sich schon mit irgend einer anderen keramischen Malerei beschäftigt, sei es Hohlglas-, Majolica-, oder Glas-malerei; die Hand muß im Stande sein, gute gleichmäßige Farbflächen zu legen.

Auch die Auswahl der zu decorirenden Gefäße, oder Gläser, ist nicht leicht, und hängt davon ab, ob dieselben im Feuer stehen, das heißt, beim Erhitzen bis zur Weißgluth sich nicht als zu weiche Masse ergeben und infolge dessen umknicken, oder in sich zusammenfallen. Alle den Dilettanten zugänglichen Feuer sind stark, daher ist es nöthig, von den verschiedenen Fabricaten ein unbemaltes Probeglas zu brennen, als Versuch, ob es steht. Alle Glas-Erzeugnisse der schlesischen Josephinen-Hütte stehen, da sie ziemlich Hartglas sind; auch findet man viele grünlüche und weiße billige Gläser, die das Brennen gut aushalten. Bei Versuchen hat man locale oder Kesselgläser stets zu meiden, überhaupt Gefäße, die irgendwie unten in einem feinen Punkte endigen, oder auf einer schlanken Säule ruhen; jold' ein Gefäß neigt sich beim Brennen viel eher krumm, als ein Humpen, Becher, eine glas- oder vasenartige Form.

Die farbigen Glasuren kommen als Glasbrühen in den Handel, sind aber so für diesen Zweck nicht zu gebrauchen; auch die auf Bestellung extrafein geriebene müssen trotzdem vor dem Gebrauch mindestens 20 Minuten mit einem großen schweren Glasläufer auf matterter Glasplatte so lange gerieben werden, bis die Glasur nicht mehr knirscht. Die zu verwendenden Farben sind alle der Palette für Glasmalerei entlehnt. Schmelzblau ist stets unvermischt aufzutragen und die Nuance nur durch schwach und stark Legen hervorzubringen. Schmelzgrün (Pflauegrün) wird entweder rein gemalt, oder mit einer Mischung von Chromgelb, wodurch es ein warmen, gelblich-grünen Ton erhält, aber auch etwas Getrübtet. Der Ausdruck des blüß-blank Glasigen ist bei dieser gemischten Farbe wie verschleiert; doch hat dies einen großen Reiz. Erst nach vielen vergeblichen Farben- und Brandproben gelang es mir überhaupt, die Mischung irgend eines Gelb mit Schmelzgrün zu ermöglichen. Ferner kommen zur Verwendung das helle, wie das dunkle Silbergelb, das aber nie der Glasur zu nahe gebracht werden darf, da sonst der Rand kocht und überall schwarz wird, wo beide Farben sich treffen; diese Stellen lassen sich später durch Gold-Decoration nicht verbeden, da auf „getrübteten“ Farben kein Gold blank steht. Silbergelb besteht aus Chlor-Silber, einer chemischen Flüssigkeit, die, um malbar gemacht zu werden, mit einer Erde (oder) gebunden wird; Erden brennen sich aber bekanntlich keiner Glasur ein, weshalb man nach dem ersten Feuer den trocknen Ockerstaub abwischt, unter dem sich die eigentliche Farbe, das Chlor-Silber, dem Glase eingebrannt hat. — Dieses Gelb kann man, vom feinsten Maisgelb bis zur tiefsten Bernstein-Farbe, durch schwachen oder starken Auftrag erreichen, sämtliche Töne sind so leuchtend, daß man sie glatt sehen läßt und nur die farbigen Streifen mit Gold-Ornament decorirt; so ist eine der kleinen Vasen glatt Maisgelb und Schmelzblau gebändert.

Außerdem wird Rosen-Purpur verwendet, der sowohl mit dem reinen Schmelzgrün als dem gemischten sehr fein wirkt, doch immer nur als schmaler Streifen dazwischen läuft und glatt bleibt. Eine andere weniger durchsichtige, aber sehr gute Wirkung erzielt man durch Auftrag von stark gelegtem Dunkel-Silbergelb und bestem Dunkel-Purpur. Auf diesem Grund wird nach dem ersten Feuer die Gold-Decoration etwas breiter und kräftiger aufgetragen, das Ornament im Renaissance-Stil, in sich zusammenhängend im Charakter der Filigrane gemalt. Hierdurch macht die fertige Arbeit den Eindruck eines von plastischem Bronze-Neze überzogenen Glasgefäßes.

Ehe man nun zur Arbeit schreitet, präparirt man die Farbe, indem man sie voll mit Wasser befeuchtet, einen guten Theil Gummi arabicum zusetzt, und auf einem Probeglas versucht. Nachdem der Auftrag getrocknet, prüft man, ob sich Farb-

staub abwischt, oder ob beim Gleichmachen der Contour (was mit einem Hölzchen geschieht) die Glasur abbröckelt; im ersten Falle hat sie zu wenig, im zweiten zu viel Gummi und könnte reifen. Von beiden Gegenständen gleich weit entfernt ist die Glasur gut. Der Auftrag erfordert einen mittelgroßen weichhaarigen Firniszettel. Das klar gepuhte Gefäß setzt man auf die Mitte einer Ränderscheibe und trägt die Glasur so flüchtig breit und gleichmäßig wie möglich auf, indem man unaufhörlich, langsam mit der Scheibe drehend, im Kreise über die zu decorierende Fläche geht; hat man nun in dünner Lage eine gute, das heißt gleichmäßig deckende Fläche gestrichen, so ist's genug mit dem Wasserfarben-Auftrag. Das Mittel zum Zweck ist jedenfalls erreicht, die glatte Glasfläche rauh gemacht, und so zum Auftrag für die in Del geriebene, gleiche Glasur geeignet. Dies Anreiben geschieht, indem man mit bestem Terpentin befeuchtet, einen guten Theil Dicköl dazu thut, und mit dem Glasläufer auf matter Glasplatte tüchtig reibt. Ebenso müssen alle hier noch zu besprechenden Farben präparirt werden, und zwar, sollen sie sich gut verarbeiten, mindestens einen Tag vor dem Gebrauch; sie bleiben dann, vor Staub geschützt, mit einem Glase bedeckt stehen. Nachdem der Auftrag in gleicher Weise bewerkstelligt wie der in Wasser, wird die Farbe geprüft, ob sie genug Dicköl hat, um sich von selbst zu verbinden und auszugleichen, nachdem der Pinsel entfernt ward; oder ob sie etwa zuviel Del hat, in welcher Mischung sie sich zwar gut malt, aber, zumal an gebogenen Flächen, abläuft. Diese zwei Glasur-Farben kann man nur glatt in ganzer Fläche um das Gefäß herum auftragen, selbst wenn man nachträglich, um andere Farben einzusetzen, Flächen, Bänder oder Streifen wieder heraus nehmen muß. Dies geschieht mit besonderer Vorsicht. Das Gefäß stellt man auf staubfreies Papier, denn da die Glasur theuer ist, sammelt man die zu entfernende auf, die sich zum Del-Farben-Auftrag stets wieder benutzen läßt. Es ist gut, Etwas von der Local-Farbe des Glases stehen zu lassen, weil dadurch die leuchtende Wirkung der Glasuren und Farben noch gehoben wird. Man setzt von den anderen Farben, je nach Wunsch und Geschmack, dazwischen, säubert die Ränder, pußt alles klar vorsehende Glas sauber, und schiebt das Gefäß in das erste Feuer.

Zur Hilfe bei der Eintheilung von Bändern und Flächen stellt man das Gefäß auf den Mittelpunkt eines Kreises, auf dem man sich eine für die jeweilige Decoration notwendige Eintheilung macht. Nachdem die Glasuren und Farben eingebracht und der überflüssige oder vom Silbergelb abgewaschen, bleibt nur noch die Gold-Decoration. Nach vielen mißglückten Versuchen habe ich es aufgegeben, mit echtem Gold, das heißt mit pulverisirtem Ducaten-Gold, zu malen. Es würde zu weit führen, das Warum in jedem Einzelfalle zu detailliren, genug, ich habe mit dem in jeder Kunsthandlung käuflichen Glanzgold sehr hübsche Wirkungen erzielt, und sogar noch eine angenehme Feuer-Überraschung dadurch gehabt, daß Glanzgold auf dem gemischten Schmelzgrün leicht frakturierte, und wie das Rauhgold der Japaner aufbrannte. Dies verstehen wir jetzt zwar auch mit viel Mühe und Kosten herzustellen, doch ergab es sich hier mühelos, ohne mein Zutun, durch irgend welche chemische Verbindung, die in ihrem vollen Zusammenhang mir selbst unbekannt geblieben. — Das flüssige Gold vermalte man genau so, wie man es gekauft hat. Entweder decorirt man mit dem Pinsel, und zwar da, wo man auf den ganz glasierten Flächen mehr naturalistisch, oder in japanischer Art arbeiten will, und das Gold beim Zusammenstreifen mehrerer Linien zu breiterer Fläche vereinigen möchte. Sonst nimmt man die mit Gold-Tinctur gefüllte Reißfeder, mit der es sich angenehm und rasch zeichnet. Glatt und einfarbig mit Glasur gedeckte Vasen decorirt man am besten in chinesischem oder japanischem Geschmack, oder auch freier, modern mit Blumengeranke. Die schräg gebänderten schmückt man, wie es die erste Vase zeigt, im persischen Stil, aber auch moderner, indem man die Glasur-Fläche, die stets die breitere ist, mit reicher damastartiger

denn die geringste zurückbleibende Spur von Gold zeigt sich nach dem zweiten Feuer als ein anilin-violetter Fleck. Nachdem die Malerei eingebracht, ist die Arbeit beendet.

An ein Pauken der Ornamente ist hier absolut nicht zu denken; es muß Alles frei decorirt werden; die einzige Hilfe, die man hat, ist, daß sich bei ornamentalen Mustern im Kreis laufende Theilungs-Linien ziehen lassen, die man auf der eingebraunten Glasur mit chinesischer Tusche, oder rother Tinte auf der Ränderscheibe herstellen kann. Noch eine reizende, überraschende Wirkung hat sich bei diesen Versuchen wiederholt ergeben, nämlich, daß die mit Silbergelb gebänderten oder getheilten



Charlotte Birch-Pfeiffer.

Nach der photographischen Aufnahme eines älteren Gemäldes. Siehe Seite 127.

Vasen nach dem zweiten Feuer etwas leicht Irisirendes hatten, und ich nehme, mit einigen Fachleuten, an, daß dies daher kam, weil in der Nähe derselben im Feuer andere gleichfalls mit Silbergelb decorirte Vasen und Flaschen standen. — Die irisirende Glasur an alten Majoliken wurde, wie diese Techniken überhaupt, als strenges Geheimniß gehütet; trotzdem sind jetzt mehrere deutsche Firmen unabhängig von einander zu sehr guten Resultaten bei irisirenden eingebrannten Glasuren gelangt. Es giebt aber auch Imitationen, wie zum Beispiel die Nachbildungen der Glasgefäße des berühmten Cypern-Hundes; an diesen ist das blinde Opalsirende, vom Zahn der Zeit an den Originalen hervorgebracht, dadurch nachgemacht und erreicht worden, daß man die Gefäße den Dämpfen von Schwefelsäure aussetzte.

Den beiden zierlichen Blumengläsern, die gerade und schräg gebändert mit zierlichem Gold-Decor verziert erscheinen, fügen wir zwei Ornamente naturgroß bei — leider können auch diese nur die Form, nicht die feine Wirkung der Farben wiedergeben.

Kachdruck verboten.

Familien-Glück.

Zu dem Bilde von René Reinike, Seite 125.

Der Kahn gleitet hart am Lande in die kleine, vom Schilf umwachsene Bucht hinein.

„Hier war die Stelle, Richard! Hier wuchsen die Wasserrosen!“

„Also hier! Richtig, nun erkenne ich sie wieder.“

„D, ich hätte sie nie vergessen! Ich sehe Dich vor mir, wie Du Dich über den Kahnrand beugtest, wie Du die schlüpfrigen, schlangenartigen Stengel tief aus dem Grunde zogst und mir dann, mit einem Ausleuchten Deiner Augen, die feuchten, weißen Rosen reichtest. — Da, von diesem Moment an, Richard, wußte ich, daß ich Dich liebte.“

„Und ich war dauernd gefesselt, Grethe! Wie ein Schwimmer, dessen Glieder die Seejungfrau in den Schlangensiegeln sich verstricken läßt.“

„Du armer Schwimmer! Ist es Dir nun leid, daß ich Dich zu mir hinabzog?“

„Ach, Richard, ich wollte nur, jener Tag könnte noch einmal wiederkehren!“

„Ich nicht!“

„Warum nicht?“

„Weil es jetzt noch schöner ist! — Damals, als Du mich dann plötzlich in Deine Arme schloßest, war ich ja selig, fast zu selig, um es ertragen zu können, und gleichzeitig wieder von einem unruhigen Verlangen erfüllt nach, nach —“

„Einem noch größeren Glück?“

„Eben das war's! Und nun ist es da! Leidenschaftlos, still,

heiter und doch tief, tief! Wie der See hier, der auch in seinem abgeschlossenen Frieden sich nicht nach der Welt jenseits der Waldmauern zu sehnen scheint.“

„Du hast Recht, mein Schatz! Wir Drei für uns, dazu ein schönes Stück Gotteswelt um uns herum, Geliebtheit und Liebe im Herzen — das bildet den Gipfelpunkt des Glückes! — Es war doch über die Wägen gescheit von mir, daß ich Dich damals hier in die Wasserrosen hineinführte.“

Frau Grethe lächelt zustimmend, während das Töchterchen mit großen Augen zuhört, wie Papa und Mama ihre schönen Erinnerungen austauschen.

Und dann treiben die Ruderhölzer den von blauen Libellen umgaukelten Kahn weiter am Schilfhaum entlang, bis zu der schattigen Uferstelle, die das Ziel der Fahrt bildet.

Redactions-Post.

A. D. Schlesien. — Welcher Studiengang Ihnen anzu-rathen wäre, können wir von hier aus unmöglich beurtheilen. Da müssen Sie sich schon an einen Vertrauensmann wenden, der Ihre Fähigkeiten genau zu beurtheilen vermag.

M. A. Brünn. — Die Sage von den Saligen Fräulein ist in Tirol daheim. Sie können Näheres darüber in den bei Wagner in Innsbruck erschienenen Sagenbüchern von Anna von Glingerle nachlesen. Die Saligen Fräulein sind einem Art guter Feen, die den Armen und Bedrängten und den Kindern gern helfen. Oft verrichteten sie bei den Menschen Dienste, die, falls sie freundlich behandelt wurden, von größtem Segen begleitet waren. Jeweils passirte es dabei einem Saligen Fräulein, sich in einen hübschen, jungen Bauern zu verlieben. Eine vortheilhafte Ehe pflegte sie folgen, die nur dann ein unglückes, jähes Ende fand, wenn der Watte, dem jene das Geheimniß ihrer Herkunft anvertraut hatte, es in kräftiger Eitelkeit, oder aus sonstiger Schwachheit verräth. Dann verschwand sie nebst ihren Kindern. — Die Analogie mit ähnlichen Sagen antiker und neuerer Völker werden Sie herausfinden.

Freiin v. S. Hamburg. — Wesen am Balensee in der Schweiz ist ein recht empfehlenswerther und nicht theurer Aufenthalt. Nur dürfte dieser besser nicht in die heißere Zeit verlegt werden. Ob das dort reizend gelegene Maria-Galben noch für Aufnahme von Gästen weiter geführt wird, können wir nicht sagen. Die sonstigen kleinen Pensionen am Balensee liegen meist sehr hübsch, bieten aber nur ein bescheidenes Unterkommen.

Freifrau von S. D. — Das bemerkenswerthe Bruchstück griechischer Sculptur, welches Sie meinen, stellt die obere Hälfte des Körpers eines jungen Mädchens dar, nebst der kräftigen Hand eines Mannes, der das Mädchen raubt. Dies Bruchstück befindet sich im ersten Saale des ersten Stockwerkes des neuen Alterthums-Museums in Rom, das in den Thermen des Diocletian (im ehemaligen Kloster des Michel Angelo) eingerichtet ist. Der von Professor Barnolet zusammengestellte Katalog dürfte jetzt fertig sein.

Talib, Wien. — Der in Oester zum Preise von 4000 Mark angefertigte Hochzeitskuchen der Herzogin von Port war ein hervorragendes Meisterwerk der Kuchenbäckerei; er setzte sich aus drei Etagen, die durch Säulen getragen wurden, zusammen, und zeigte Schiffe und Figuren, die Scenen aus dem Leben des Herzogs während seiner Reise um die Welt als Bildhymnen darstellten. Man pflegt einen solchen wedding-cake nicht zu essen, sondern jedem Gast ein Stückchen davon zum Andenken zu geben. Die unverheiratheten Freundinnen der Braut legen das ihrige gern in derselben Nacht unter ihre Kopfkissen (!), in der Hoffnung, dann im Traume den künftigen Gatten zu schauen.

Neugierige in Graz. — Prinz Heinrich von Preußen trägt allerdings einen Vollbart. Die Keckheit des Prinzen mit seinem verstorbenen Vater, dem Kaiser Friedrich, ist unverkennbar.

V. W. Vingerbrück. — Einen so hochgelegenen Punkt sollte ein fort beider Mann auch nicht vorübergehend aufsuchen, ohne vorher den Arzt zu fragen. In einer Höhe von über 1800 Meter tritt meist eine merkliche Bluteränderung ein. Was speciell die Bergkrankheit betrifft, so äußert sie sich durch Mattigkeit, Uebelkeit, Erbrechen, Jittern, Kopfsch. Bangigkeit, Unfähigkeit weiter zu marschiren u. s. w. Sie rührt daher, daß die Luft in den höheren Schichten immer dünner wird und um so weniger Sauerstoff enthält. Der rothe Farbstoff des Blutes nimmt rasch ab, die Hände werden kalt, und nur mit Mühe kann man nach einem Rodelschilde aus einer Fingerspitze Blut herauspressen. Kurzum, der Zustand kann gefährlich werden. Magerer Personen erkranken gewöhnlich nicht so leicht.

Fräulein v. U. Frankfurt a. M. — Legen Sie Werth auf kräftigeren Wellnesschlag, so geben Sie an die Nordsee; schöne Spaziergänge in waldiger Umgebung finden Sie dagegen nur an der Ostsee. Doch bietet die Betrachtung der Nordsee mit ihrer Ebbe und Fluth, mit ihren Dänen, Wärschen und Helbestreden, so viel des Interessanten, daß Sie als Naturfreundin sich auch dort gewiß nicht langweilen werden.

Frau Dr. H. Lemberg. — Gesuche wegen Aufnahme Ihrer Tochter in die Gymnasial-Schule für Mädchen in Wien sind an die Leitung des „Vereins für erweiterte Frauenbildung“ daselbst, 1. Bezirk, Wipplingerstraße Nr. 8, zu richten. Das Schulgeld beträgt jährlich 150 Gulden. Schülertinnen aus der Provinz finden vollständige Verpflegung und Ueberwachung in einem Pensionat. Die nächsten Termine zur Aufnahme-Prüfung sind am 16., 18. und 19. September.



Bandmuster, auch als Randborte verwendbar.



Randborte in fortlaufender Musterung.



Glasgefäße mit farbigen Glasuren und Gold-Decoration.

(Siehe auch die nebenstehenden Ornamente.)

Feder-Zeichnung bedeckt. — Gerade gebänderte und getheilte Vasen decorirt man mit pompejanischem, griechischem, auch maurischem Ornament. Man muß sich bemühen, die Goldzeichnung stets correct zu machen, damit keine Ausbesserung nöthig wird; haben sich dennoch kleine Fehler eingeschlichen, so geschieht das Corrigiren, indem man, mit einem zugespitzten Hölzchen, an der erst halbtrockenen Contour das Fehlerhafte wegnimmt. Völlig trockenes Gold springt beim Nadiren ab. Den durch das Hölzchen leicht übergewichteten, stehenbleibenden Ton entfernt man nach völligem Trockenwerden sehr vorsichtig.